



Nr. 24.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Betungsvorschrift
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 15. März.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Schluß). — Graf Saint-Simon-Sandricourt, der Vater des Sozialismus. Von Arthur Klein Schmidt. — Das französische Offiziercorps von heute. Von Hauptmann a. D. Max Liman. — Gedichte in Prosa. Von Cla Hansson. — Zum Jubiläum einer chemischen Theorie. Von Dr. Robert Gentrques (Schluß). — Ein „eleganter“ Realist. Von Franz Servaes. — Mojer, Hopfen und Curipides. Von F. M. — Kleine Kritik.

Stine.

Von

Theodor Fontane.

(Schluß.)

15. Kapitel.

Waldemar ging nach rechts auf das Dranienburger Thor zu, weil ihm darum zu thun war, in einem an der Ecke der Linden und Friedrichsstraße gelegenen Bankhause verschiedene geschäftliche Dinge zum Abschluß zu bringen. Aber in der Nähe der Weidendammer Brücke fiel ihm ein, daß die Bureaus sehr wahrscheinlich schon geschlossen seien, weshalb er seinen Stadtgang aufgab, um sich in seine dicht hinter dem Generalstabs-Gebäude gelegene Wohnung zurück zu begeben. Er war durch eben diese Wohnung Nachbar von Moltke, welche Nachbarschaft er gern hervorhob und in Ernst und Scherz zu versichern liebte: „Man kann nicht besser aufgehoben sein, als gerade da. Wer für die große Sicherheit so zu sorgen weiß, der sorgt auch für die kleine.“

Von der Dorotheenstädtischen Kirche her schlug es fünf, als unser zu Betrachtungen derart nur zu geneigter Freund in den Schiffbauerdamm einbog, und ehe noch die Turmuhr ausge schlagen hatte, schlugen die kleinen Uhren nach, die sich in ziemlich beträchtlicher Zahl an der Wasser- und Rückfront der jenseitigen Fabrikgebäude befanden. Er zählte die Schläge, musterte den Quai hüben und drüben und freute sich des regen und doch stillen Lebens, das hier überall auf und ab wogte. Nichts entging ihm, auch nicht das Treiben auf den Klännen, an deren Tauen und Strickleitern, und mitunter auch auf quergelegten Ruderstangen allerlei Wäsche zum Trocknen hing, und erst als er unter langsamem Weitererschlendern die Graefische Klinik im Rücken hatte, ließ er von dem Beobachten ab und ging rascheren Schrittes auf die Unterbaumbrücke zu. Hier hielt er wieder und betrachtete die bronzenen Kandelaber, die, weil sie noch keine Patina hatten, in der schräg stehenden

Sonne prächtig bligten und flimmerten. „Wie hübsch das alles ist. Ja, es kommen bessere Tage. Nur . . . wer's erlebt. Qui vivra, verra . . .“ Und er brach ab und sah von der Brückenvölbung auf die tief unten am Quai sich hinziehenden Weiden, aus deren graugrünem Blattwerk einige tote Äste wie Besen hervorragten. Es waren seine Lieblinge, diese Bäume. „Halb abgestorben und immer noch grün.“

Endlich war er vom Kronprinzen-Ufer und der Alsenstraße her bis an den reizenden, mit Bosquets und Blumenbeeten und dazwischen wieder mit Marmorbildern und Springbrunnen geschmückten Square gekommen, der, dem Königsplatz vorgelegen, einen Teil desselben ausmacht und doch auch wieder sich von ihm scheidet. Eine frische Brise ging und milderte die Hitze, von den Beeten aber kam ein feiner Duft von Reseda herüber, während drüben bei Kroll das Konzert eben anhub. Unser Kranker sog das alles in vollen Zügen ein, Duft und Melodie: „Wie lange, daß ich nicht so frei geatmet habe. «Königin, das Leben ist doch schön» — unsterbliches Wort eines optimistischen Marquis, und ein pessimistisches Gräfelein plappert es ihm nach.“

Nun schwieg die Musik drüben, und Waldemar, während er zwischen den großen Rundellen auf und ab schlenderte, musterte zugleich die Figuren, die hier mit Hilfe von Sternblumen und roten Verbänen in den Rasen eingezeichnet waren; endlich aber ging er auf eine Bank zu, die, von allerlei dicht dahinter stehendem Strauchwerk überwachsen, einen vollen Schatten gewährte. Da nahm er Platz, denn er war müde geworden. Das viele Gehen in der Hitze hatte seine Kräfte verzehrt, und so schloß er unwillkürlich die Augen und fiel in Traum und Vergessen. Als er wieder erwachte, wußt' er nicht, ob es Schlaf oder Ohnmacht gewesen; „ich glaube, so kommt der Tod,“ und erst allmählich fand er sich wieder zurecht und bemerkte nun ein Marienwürmchen, das sich ihm auf die Hand gesetzt hatte. Da blieb es und kroch hin und her, trotzdem er schüttelte und pustete. „Einen wie feinen Instinkt die Tiere haben; es weiß, daß es sicher ist.“ Endlich aber flog es doch

fort, und Waldemar, sich vorbeugend von seiner Bank, begann jetzt allerlei Figuren in den Sand zu zeichnen, ohne recht zu wissen, was er that. Als er sich's aber bewußt wurde, sah er, daß es Halbkreise waren, die sich, erst enge, dann immer weiter und größer um seine Stiefelspitze herumzogen. „Unwillkürliches Symbol meiner Tage. Halbkreise! Kein Abschluß, keine Rundung, kein Vollbringen . . . Halb, halb . . . Und wenn ich nun einen Querstich ziehe (und er zog ihn wirklich), so hat das Halbe freilich seinen Abschluß, aber die rechte Rundung kommt nicht heraus.“

In solche Gedanken verloren, faß er noch eine Weile. Dann stand er auf und ging auf seine Wohnung zu.

Diese, gleich zu Beginn der Zeltenstraße, bestand aus einem zwei Treppen hoch gelegenen Front- und Hinterzimmer, von denen jenes auf die Parkbäume des Kröllschen Gartens, dieses auf eine grasbewachsene, bis hart an die Spree sich hinziehende Baustelle sah. Dahinter die roten Dächer von Moabit, und weiter links der grüne Saum der Jungfernheide. Waldemar liebte diesen Blick, und so kam es, daß er das Zimmer, darin er schlief, zugleich zu seinem Wohn- und Arbeitszimmer gemacht und ein altdeutsches Cylinder-Bureau darin aufgestellt hatte.

Er hielt sich auch heute nicht in dem Vorderzimmer auf, vertauschte den engen Rock mit einem leichten Jackett und trat an das Fenster seines Schlafzimmers. Die Sonne war im Niedergehen und er entsann sich jenes Tages, als er, von Stines Fenster aus, dasselbe Sonnenuntergangsbild vor Augen gehabt hatte . . . „Wie damals,“ sprach er vor sich hin. Und er sah in die röter werdende Glut, bis endlich der Ball gesunken und volle Dämmerung um ihn her war.

Auf seinem Schreibzeug lag ein kleiner Revolver, zierlich und mit Elfenbeingriff. Er nahm ihn in die Hand und sagte: „Spielzeug. Und thut es am Ende doch. Bei gutem Willen ist viel möglich; «mit einer bloßen Nadel,» sagt Hamlet, und er hat recht. Aber ich kann es nicht. Es ist mir, als wäre hier noch alles weh und wund oder doch eben erst vernarbt. Nein, ich erschrecke davor, trotzdem ich wohl fühle, daß es standesgemäßer und Halbernscher wäre. Doch was thut's! Die Halberns, die mir schon soviel zu vergeben haben, werden mir auch das noch verzeihen müssen. Ich habe nicht Zeit, mich über Punkte wie diese zu grämen.“

Und er legte den Revolver wieder aus der Hand.

„Ich muß es also anders versuchen,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Und schließlich warum nicht? Ist die Blame denn gar so groß? Kaum. Es finden sich am Ende ganz reputierliche Kameraden. Aber welche? Ich war nie groß im Historischen (überhaupt worin) und nun versagen mir die Beispiele. Hannibal . . . Weiter komm' ich nicht. Indessen er kann genügen. Und es werden gewiß noch ein paar sein.“

Während er so sprach, zog er eins der unteren Schubfächer in seinem Schreibtisch auf und suchte nach einem Schächtelchen. Als er's endlich hatte, fiel er wieder in Betrachtungen. „Auch klein. Noch kleiner als das Spielzeug da. Und doch genug. Es ist ein Ersparnis aus alten Zeiten her und mein Vorgefühl war richtig, als ich mir's damals sammelte.“

Bei diesen Worten stand er auf, stellte sich eine noch aus dem Süden mitgebrachte römische Lampe zurecht und nahm, als er die vier kleinen Dochte derselben angezündet hatte, Con-

verts und Briefbogen aus einer vor ihm liegenden Schreibmappe.

Dann schrieb er.

„Mein lieber Onkel! Wenn Du diese Zeilen erhältst, sind alle Wirrnisse gelöst. Etwas gewaltsam. Aber das ist gleich. Es wird Dir obliegen, und jedenfalls bitte ich Dich darum, das Geschehene nach Groß-Halbern hin zu melden. Was über mich entschied, war, wie Du bei Eintreffen dieser Zeilen vielleicht schon wissen, jedenfalls aber sehr bald erfahren wirst, der Widerstand von ganz anderer und sehr unerwarteter Seite her. Und so kam, was kam. Ich klage niemanden an; ist wer schuldig, so bin ich es. Das gute Kind hatte nur zu recht, mich auszuschlagen; aber ich war nicht mehr stark genug, mich drein zu ergeben. Auf dem letzten Blatt meines Notizbuches hab' ich über mein Erbe von meiner Mutter Seite her verfügt. Ich hoffe sagen zu können, verfügt auch unter schuldiger Rücksicht gegen die Halberns. Überweise das Blatt an Justizrat Erbmann; er wird danach verfahren. Allerdings weiß ich, daß sie, der diese Festsetzungen zu gute kommen und als ein Ausdruck meines Dankes gelten sollen, alles ablehnen wird; aber Sorge dafür, daß ihr ein bestimmter Teil gesichert bleibt, auch gegen ihren Willen. Ein Wille kann sich ändern und es beglückt mich die Vorstellung, vielleicht noch einmal, und wenn es nach vielen Jahren wäre, da helfen und wohlthun zu können, wo mir's leider, wenn auch absichtslos, beschieden war, ein Herz zu beschweren und ihm wehe zu thun. An meinen Vater schreib' ich nicht; ich wünsche Auseinandersetzungen zu vermeiden. Meine Sache kann ich in keine besseren Hände legen als in die Deinen, denn ich weiß wohl, was ich, trotz alledem und alledem, an Dir hatte. So wenig Halbernsch ich vielleicht war, so wünsch' ich doch in der Halbernschen Gruft zu stehen. Dies mein Letztes. Deiner freundlichen Erinnerung bin ich gewiß. Dein Waldemar.“

Er schob das Blatt beiseite, legte die Feder nieder und fuhr sich über Aug' und Stirn.

„Und nun das Letzte.“

Und er nahm einen zweiten Bogen und schrieb.

„Meine liebe Stine! Du wolltest nicht den weiten Weg mit mir machen, und so mache ich den weiteren. Ich glaube, was Du thatest, war richtig, und ich hoffe das, womit ich nun abschließe, soll es auch sein. Es giebt oft nur ein Mittel, alles wieder in Ordnung zu bringen. Vor allem klage Dich nicht an. Die Stunden, die wir zusammen verlebten, waren, vom ersten Tage an, Sonnenuntergangsstunden, und dabei ist es geblieben. Aber es waren doch glückliche Stunden. Ich danke Dir für alle Freundlichkeit und Liebe. Mein Leben hat doch nun einen Inhalt gehabt. «Vergiß mich» — das darf ich nicht sagen, es käme mir nicht von Herzen und wär' auch thöricht, denn ich weiß, Du wirst es nicht und kannst es nicht. So denn also: gedenke mein. Aber gedenke meiner freundlich und vor allem verzichte nicht auf Hoffnung und Glück, weil ich darauf verzichtete. Lebe wohl. Ich schulde Dir das Beste. Dein Waldemar.“

Als er beide Briefe convertiert hatte, warf er sich in den Stuhl zurück, und die freundlichen Bilder, die dieser Sommer ihm gebracht hatte, zogen noch einmal an seiner Seele vorüber. So wenigstens schien es, denn er lächelte. Dann aber nahm er das bereitgestellte Schächtelchen und schob das Innen-

kästchen aus der äußeren Hülse heraus. Es ging schwer und man konnte sehen, daß er lange daran gesammelt und immer neue Kästchen hineingezwängt hatte. „Schlafpulver! Ja, ich wußte, daß eure Stunde kommen würde.“ Und nun brach er die Kästchen einzeln auf und that ihren Inhalt, langsam und sorglich, in ein kleines, halb mit Wasser gefülltes Rubin-glas. „So, das ist es.“ Und während er das Glas hob und wieder niedersetzte, trat er noch einmal ans Fenster und sah hinaus. Der Mond, eine schwache Sichel, war aufgegan-gen und schüttete sein Licht über den Fluß und weit jenseit desselben über Feld und Wald.

„Es ist hell genug . . . Und ich mag auch die Lampe nicht brennen und erst gegen Morgen verlöschen und verschwel-en lassen, als hätt' ich abgeschlossen bei Rausch und Gelage. Mein Leben ein Bacchanal!“

Und er löschte die Lichter und trank. Und dann nahm er seinen Platz wieder ein und lehnte sich zurück und schloß die Augen.

16. Kapitel.

Den dritten Tag danach war von Mittag ab ein stilles aber rühriges Treiben auf dem Bahnhofe von Klein-Halbern. Eine dicht neben dem Stationshause befindliche Pforte wurde mit Tannenzweigen umwunden, Oleander und Lorbeerbäume standen, eine Hecke bildend, in Front, und an dem Querbalken der Pforte hing ein großer Immortellenkranz, dessen Öffnung das Halbernsche Wappen zeigte. Hinter dem Stationshause hielten mehrere herrschaftliche Wagen, die Kutscher mit einem Trauerflor um den Hut, in einem als Ausläufer des Perrons sich hinziehenden Gartenstreifen aber schritten ein Duzend schwarzgekleidete Personen auf und ab, Dorfleute von mittleren Jahren, und sprachen ernst und leise miteinander.

Drei Uhr dreißig kam der Zug. „Halbern,“ „Klein-Hal-bern“ riefen die Schaffner und öffneten ein paar Coupés, aus denen verschiedene Personen ausstiegen: zunächst ein alter Geistlicher von besonderer Würde, dem man seines Amtes und seiner Jahre halber den Vorrang gönnte, dann ein Oberst mit seinem Adjutanten und endlich mehrere reichbordierte Herren, die selbst der Klein-Halberner Stationsbeamte nicht kannte. Die Hütte mit Federbüscheln aber und mehr noch der ausgesuchte Respekt, mit dem ihnen selbst von seiten des Obersten begegnet wurde, ließen keinen Zweifel darüber, daß es, wenn nicht Prinzlichkeiten, so doch Personen vom Hof oder vielleicht auch hohe Ministerial-beamte sein mußten. Alle gingen auf den Ausgang zu, vor dem die Wagen im selben Augenblicke vorfahren, und eine Minute später sah man nichts mehr als eine Staubwolke, die sich, immer dichter werdend, auf dem halbchauffierten Fahrwege dem nächsten Dorfe zu bewegte.

Während diese Scene sich in Front des Stationsgebäudes abspielte, wurde weiter abwärts im Zuge die große Schiebethür des letzten Wagens geöffnet und von innen her ein Sarg herausgehoben, den jetzt sechs Träger aus der Zahl derer, die bis dahin im Garten auf und ab marschirt waren, in Empfang nahmen und auf ihre Schultern hoben; andere sechs gingen zur Ablösung nebenher und was sonst noch auf dem Bahnhof war, folgte. Solange dieser Zug den auf eine kurze Strecke zur Seite des Bahnkörpers hinlaufenden Fahrweg inne hielt,

war alles still; im selben Augenblicke aber, wo Sarg und Träger von eben diesem Fahrweg her in eine Kirsch-Allee ein-bogen, die von hier aus geradlinig auf das nur 500 Schritt entfernte Klein-Halbern zuführte, begann die Klein-Halbernsche Schulglocke zu läuten, eine kleine Bimmelglocke, die wenig feier-lich klang und doch mit ihren kurzen, scharfen Schlägen wie eine Wohlthat empfunden wurde, weil sie das bedrückende Schweigen unterbrach, das bis dahin geherrscht hatte.

So ging es nach Klein-Halbern hinein, ohne daß man etwas anderes als die Schulglocke gehört hätte; kaum aber, daß man nach Passirung der Schmiede — mit der das Dorf nach der andern Seite hin abschloß — in die von Klein-Halbern nach Groß-Halbern hinüberführende, beinah laubenartig zusammen-gewachsene Rüster-Allee einmündete, so nahm auch schon ein allgemeines Läuten, daran sich die ganze Gegend beteiligte, seinen Anfang. Die Groß-Halberner Glocke, die sie die Türken-glocke nannten, weil sie von Geschützen gegossen war, die Mat-thias v. Halbern aus dem Türkenkriege mit heimgebracht hatte, leitete das Läuten ein; aber ehe sie noch ihre ersten fünf Schläge thun konnte, fielen auch schon die Glocken von Crampnitz und Wittenhagen ein und die von Orthwig und Rassenheide folgten. Es war als läuteten Himmel und Erde.

Halben Wegs zwischen den Dörfern lief ein Grenzgraben, über den eine steinerne Brücke führte. Jenseits dieser Brücke betrat man die Groß-Halberner Feldmark und hier begann denn auch das Spalier, das alt und jung auf dieser letzten Weg-strecke gebildet hatte. Den Anfang machten die Schulen. Danach kamen die Kriegervereine mit einem Trompetercorps aus der nächsten kleinen Garnison, und immer, wenn die Träger an einer Section vorüber waren, schwenkte diese dreigliedrig ein und folgte mit „Jesus, meine Zuversicht.“ Am Schluß aber marschirten ein paar Dreizehner Veteranen mit der alten Kriegs-denkmünze, lauter Achtziger, die den Kopf schüttelten, niemand wußte zu sagen, ob vor Alter oder über den Lauf der Welt. Und so ging es nach Groß-Halbern hinein, an dem alten Giebel-schlosse vorüber und unmittelbar auf die Feldsteinkirche zu, die, höher gelegen als das sie umgebende Dorf, von terrassenförmig ansteigenden und um diese Jahreszeit dicht in Blumen stehen-den Gräberreihen eingefast wurde. Vor dem kleinen Rund-bogenportale stand der Dorf-Geistliche, neben ihm zwei Amts-brüder, und empfing den Toten an geweihter Stätte. Zugleich setzten die Träger den Sarg nieder, auf den jetzt zunächst Palmenzweige gelegt wurden, und trugen ihn, als dies geschehen, den Mittelgang hinauf, bis vor den Altar. Hier stand der alte Generalsuperintendent, der von Berlin aus mitgekommen war, um die Parentation zu halten; die großen Lichter brannten und ihr dünner Rauch wirbelte neben dem großen, halbverblakten Altarbilde auf. Es stellte den verlorenen Sohn dar. Aber nicht bei seiner Heimkehr, sondern in seinem Glend und seiner Verlassenheit.

Die Kirche hatte sich, als der Sarg unmittelbar über der Gruftenkung niedergelassen war, auf all ihren Plätzen gefüllt, und auch die seit dem Tode Friedrich Wilhelms IV. sonntäg-lich meist leerstehende herrschaftliche Loge, heute war sie besetzt. In Front erblickte man den alten Grafen, Waldemars Vater, in grauem Toupet und Johanniterkreuz, neben ihm in tiefer und soignierter Trauer die Stiefmutter des Toten, eine noch schöne Frau, die, was geschehen war, lediglich vom Stand-

punkte des „Affronts“ aus ansah und mit Hilfe dieser Anschauung über die vorschriftsmäßige Trauer mit beinahe mehr als standesgemäßer Würde hinwegkam. Hinter ihr der jüngere Sohn (ihr eigener), Graf Konstantin, dem der ältere Bruder, um das mindeste zu jagen, in nicht unerwünschter Weise Platz gemacht hatte. Seine Haltung war untadelig und gleichfalls von bemerkenswerter Gefäßtheit, ohne die der Mutter ganz erreichen zu können. Ein langes Lied, das teilweise in allerkräftigsten Wendungen allem Erdendunkel einen Kiesel vorzuschieben trachtete, wurde gesungen; dann sprach der alte General-superintendent schöne, tiefempfundene Worte, — tiefempfundene, weil ihn im eigenen Hause schwerste Schicksalschläge getroffen hatten, — und als er nun vortrat und den Segen sprach und nach dem Singen des letzten Verses der Ton der Orgel nur noch leise nachzitterte, senkte sich der Sarg mit all den Kränzen, die ganz zuletzt noch auf ihn gehäuft worden waren, in die Gruft hernieder.

Eine tiefe Stille trat ein und die fremden Gäste steckten eben die Köpfe zum Schlußgebet in den Hut, als man hinter einem der Pfeiler ein heftiges und beinahe krampfhaftes Schluchzen hörte. Die Gräfin sah empört nach der Stelle hin, von der es kam; aber der deckungsgebende Pfeiler ließ glücklicherweise nicht erkennen, wer die Annäherung gehabt hatte, ergrieffener sein zu wollen als sie.

Stine, die die Fahrt nach Klein-Haldern schon mit dem Vormittagszuge gemacht und sich, um die Zwischenzeit hinzubringen, eine Stunde lang und länger am Außenrande des Groß-Halderner Parkes und dann wieder auf dem angrenzenden Wiesenrunde, wo sie dem Vieh, das hier weidete, zusah, verweilt hatte, war unter den letzten, die die Kirche verließen. Sie hielt sich abseits, ging noch eine Weile zwischen den Gräbern auf und ab und trat dann langsam ihren Rückweg nach dem Klein-Halderner Bahnhof hin an. Alles war still, es klangen keine Glocken mehr und sie hörte nichts als die Lerchen, die mit ihrem Tirili aus der ringsumher in Garben stehenden Mahd in die Luft emporstiegen. Eine stieg höher als die andere und sie sah ihr nach, bis sie hoch oben im Blau verschwunden war. „In den Himmel . . . Ach, wer ihr folgen könnte . . . Leben; leben müssen . . .“ Und im Übermaß schmerzlicher Erregung und einer Ohnmacht nahe, setzte sie sich auf einen Stein am Weg und barg ihre Stirn in der Hand.

Als sie sich nach einer Weile wieder erhob und ihren Weg inmitten der Fahrstraße fortsetzen wollte, hörte sie, daß in ihrem Rücken, von Groß-Haldern her, ein Wagen in raschem Trabe herankam. Und sich umwendend, sah sie, daß es dieselben Personen waren, die während der Trauerfeier mit in dem herrschaftlichen Kirchenstuhle gesessen hatten. In dem letzten Wagen aber saß Waldemars Oheim, den Sommer-Überzieher zurückgeschlagen, so daß man das große blaue Ordensband, das des schwedischen Seraphinen-Ordens, in aller Deutlichkeit erkennen konnte. Stine wollte nicht gesehen sein und trat mit halber Wendung zur Seite, der alte Graf aber hatte sie schon von fernher erkannt und einer flüchtig in ihm aufsteigenden Verlegenheit rasch Herr werdend, erhob er sich im Wagen und lud sie durch eine freundlich-verbindliche Handbewegung zum Einsteigen ein. Über Stines Züge ging ein Leuchten, das der schönste Dank für des alten Grafen, bei

Gelegenheiten wie diese nie verlagende Ritterlichkeit war, aber zugleich schüttelte sie den Kopf und ging unter gelegentlichem Verweilen und sich dadurch absichtlich verspätend auf Klein-Haldern zu, von dessen Kirch-Allee aus sie bald danach die weiße Dampfvolke des auf die Hauptstadt zuzielenden Zuges sah. Eine Stunde später, soviel wußte sie, kam ein zweiter Zug, und bis dahin allein zu sein, war ihr keinesfalls unwillkommen, ja recht eigentlich das, wonach sie sich sehnte.

Dazu ward ihr nun freilich mehr Gelegenheit, als ihr lieb war. Die Zeit wollte nicht enden und sie sah unausgesetzt den langen Schienenweg hinauf, immer nach der einen Seite hin, von der der Zug kommen mußte. Vergebens, er schien ausbleiben zu wollen. Und doch war sie todmüde von Erregung und Anstrengung und froh und ihre Füße trugen sie kaum noch. Endlich aber sah sie, daß die Signale gezogen wurden, und bald danach auch, daß die großen Feuer- augen immer näher und näher kamen. Und nun Halt. Eine Coupéthür wurde geöffnet und rasch einsteigend, drückte sie sich, Wärme halber, in eine der Ecken und zog ihre Mantille fester um ihre Schultern. Aber es half zu nichts und ein Fieber schüttelte sie, während der Zug nach Berlin hin weiterdampfte.

„Stine, Kind, wie siehst Du denn aus! Dir sieht ja der Tod um die Nase.“ So waren die Worte, womit die schon lange am ersten Treppengeländer wartende Witwe Pittelkow ihr Stinechen empfing und nicht zuließ, daß sie noch höher hinauf in ihre Polzinsche Wohnung stiege.

„Komm, Kind, und leg' Dich man gleich hier aufs Bett. Na, ich sage . . . War's denn so doll? Oder haben sie Dich geschuppt? Oder haben sie Dich weggagen wollen? Oder er vielleicht? Na, dann erlebt er was, dann jag' ich ihn zum Teibel. Olga, Baby, wo bist Du denn? Uff, sag' ich, un mache Feuer. Un wenn's kocht, rufft Du mir. Hörst Du . . . Jott, Stine, Du bibberst ja man so. Was haben se Dir denn gedhan?“ Und dabei knüpfte sie der Schwester das Kleid auf und schob ihr Kissen unter und deckte sie mit zwei Deckbetten zu.

Nach einer halben Stunde hatte sich Stine soweit erholt, daß sie sprechen konnte.

„Na, nu wird es ja wieder,“ sagte Pauline. „Wenn die Mühle erst wieder geht, is auch wieder Wind da. Kind, Dir war ja die Puste reine weg un ich dachte schon, nu stirbt die auch noch.“

Stine nahm ihrer Schwester Hand, klopfte und streichelte sie und sagte: „Ich wollte, es wäre so.“

„Ach, rede doch nich so, Stine. Du wirst ja schon wieder werden. Un bei allens is auch immer wieder 'n Glück. Jott, er war ja soweit ganz gut un eigentlich ein anständiger Mensch, un nich so wie der Olle, der ans Ganze schuld is; warum hat er'n mitgebracht? Aber viel los war nich mit ihm; er war doch man miesig.“

Stine fühlte sich unter der Schwester Gutthat erleichtert und die Thränen rannen ihr übers Gesicht.

„Weine man, Stinechen, weine man orntlich. Wenn's erst wieder drippelt, is es schon halb vorbei, grade wie bei's Gewitter. Und nu trink noch 'ne Tasse . . . Olga, wo bist Du denn? . . . Ich glaube, die Jöhre schnarcht schon wieder . . . Un nächsten Sonntag is Sedan. Da machen wir

auf nach'n Finkenflug im fahren Karussell im würfeln. Un dann würflest Du wieder alle zwölfe."

Die Polzin hatte horchend am Treppengeländer oben gestanden und mit nur zu geübtem Ohre jedes der Worte gehört, womit die Pittelkow ihr Stinechen unten an der Korridorthür empfangen hatte. Gleich danach aber, als sie die Thür unten ins Schloß fallen hörte, war sie wieder in ihre Stube gegangen, wo sich Polzin eben zu seiner Nacht-Toilette rüstete. Von einer solchen ließ sich wirklich sprechen, denn er trug, weil er andauernd an einem trockenen Husten litt, auch beim Zubettgehen eine schwarze, mit einem dicken Tuchstreifen gefütterte Militärkrawatte.

"Nu," frug er, während er eben das Leder in die Schnalle schob. "Ist sie heil wieder da?"

"Neil? Was heißt heil? Die wird nich wieder."

"Ist eigentlich schade drum."

"I wo. Gar nich . . . Das kommt davon."

Graf Saint-Simon-Sandricourt,

der Vater des Sozialismus.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Jeder Freund französischer Memoirenlitteratur kennt den Herzog von Saint-Simon und betrachtet seine Memoiren als das getreueste Spiegelbild seiner an Vorzügen und Schwächen überreichen Zeit. Weit mehr noch dürfte auf die Bezeichnung eines Originals sein Vetter Claude Henri de Rouvroy, Graf von Saint-Simon-Sandricourt, Anspruch erheben, der mit ihm manchen Familienzug gemein hatte. In Paris am 17. Oktober 1760 geboren, rühmte er sich, von Carl dem Großen abzustammen; die Grafen von Bermandois, seine Ahnen, leiteten sich ja von Carls unglücklichem Enkel, König Bernhard von Stalien, her; gewissermaßen hielt er sich für den legitimen Erben der Krone Frankreich, für weit vornehmer als das regierende Haus Bourbon, und als er siebzehn Jahre zählte, ließ er sich täglich vom Kammerdiener mit den Worten wecken: "Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben Großes auszuführen!" Mit Recht sagt Paul Janet, um den Grafen St. Simon, diesen sonderbaren Typus in seiner ganzen Wahrheit und in seiner ganzen Ungefeiltheit zu schildern, bedürfte es der Feder des Herzogs von St. Simon. Von Jugend an war St. Simon erfüllt von der Leidenschaft des Ruhms, vom Drange vorwärts zu streben; seltene Energie, unbeirrte Beharrlichkeit im Denken und Handeln zeichneten ihn aus und verließen ihn nie in seinem sturmgepeitschten Dasein. Man gab ihm die besten Lehrer, unter ihnen den großen d'Alembert, dessen Richtung bei dem lebhaften Knaben unausslöschliche Liebe zur Wissenschaft anregte; philosophisch geleitet, entbehrte aber die Erziehung des regelrechten Ganges, der Methode. Er machte große Erwartungen rege und war gewonnen, sie alle zu überflügeln; das karolingische Blut ließ ihm keine Ruhe. Wie so viele französische Edelleute, ging er 1777 nach Amerika, um für die Freiheit gegen den Despotismus zu kämpfen, wurde Lafayette's Adjutant und zeichnete sich bei Yorktown 1781 derart aus, daß er den Cincinnati's-Orden erhielt. Auf der Heimfahrt wohnte er im April 1782 der Niederlage des französischen Geschwaders durch Admiral Rodney bei, wurde auf dem Schiffe „Ville de Paris“ gefangen und bis zum Friedensschlusse von 1783 auf Jamaica in Haft gehalten. Als er Mexiko passierte, legte er dem Vizekönige ein Projekt zur Schiffarmachung des In Partido-Flusses vor,

wodurch der Atlantische und der Stille Ocean am Isthmus von Panama verbunden werden könnten, fand aber kühle Abweisung; so kann man ihn den Vorgänger von Lesseps nennen. Nach Frankreich heimgekehrt, wurde er Oberst im Regimente Aquitaine und St. Ludwigs-Ritter; der Garnisondienst ekelte ihn bald an; nachdem er einige Zeit Platzkommandant in Metz und auf der Genieschule in Mézières gewesen, verließ er das Heer. Er bekennt: „Es war nicht mein Beruf, Soldat zu sein; ich fühlte mich zu einer sehr verschiedenen, ich kann wohl sagen entgegengesetzten Art der Thätigkeit hingezogen. Das Ziel, das mir vorschwebte, ging dahin, den Gang des Menschengeistes zu studieren, um dann an der Vervollkommnung der Civilisation zu arbeiten.“ Es drängte ihn, großartige Unternehmungen zu machen; er ging 1785 nach Holland und schlug eine vereinigte französisch-holländische Expedition gegen die britischen Kolonien in Indien vor, fand Verfall und sollte unter Bonillés Oberbefehl eine hervorragende Verwendung finden, als das Projekt zerfiel und er 1786 nach Frankreich heimkehren mußte. Ruhelos wie er war, tauchte er 1787 in Madrid auf und unterbreitete dem Grafen Cabarrus, Direktor der Carlsbank, das Projekt einer Verbindung Madrids mit dem Meere durch einen Kanal; Cabarrus war dafür, er und St. Simon legten es der Regierung vor, doch lehnte diese es ab und im Sturm der Revolution ward es begraben; hingegen errichtete St. Simon in Andalusien einen Diligencendienst nach französischem Muster. Die Revolution brach über Frankreich herein; der Graf ließ sich in Jaloy bei Péronne, wo sein Gut lag, nieder, präsidirte der Wahlversammlung vom 7. Februar 1790 und redigierte die Adresse, in der die Wähler des Kantons Marché-le-Pot am 12. Mai d. J. die Nationalversammlung um Abschaffung des Adels baten. Er verlor mit dem Sturze des ancien régime sein großes Vermögen und seine gesellschaftliche Stellung, ertrug dies standhaft und enthielt sich jedes aktiven Auftretens; er äußert sich: „Ich wollte an der Revolution keinen Anteil nehmen, weil ich einerseits überzeugt war, das ancien régime könne nicht aufrecht erhalten werden, andererseits aber mich von der destruktiven Tendenz zurückgestoßen fühlte.“ Lebenslang bewahrte er einen instinktiven Widerwillen gegen alles bloß Zerstörende, und anderes fand er nicht an der Revolution. Ein unermüdlicher Projektentmacher für sich oder für andere, versuchte er finanzielle Spekulationen; volle sieben Jahre arbeitete er daran, den durch die Revolution verlorenen Reichtum wieder zu erhalten, betrachtete denselben aber nicht als Ziel, sondern lediglich als Mittel; er wollte „ein großes industrielles Etablissement organisieren, eine große wissenschaftliche Schule gründen,“ das war sein Ehrgeiz. Aber es war unmöglich, denselben auf dem von ihm gewählten Wege rein materieller Geschäfte zu befriedigen. Er hatte Spekulationen im großen mit Nationalgütern begonnen und sich associiert mit Sigismund, Grafen Nedern, dem 1841 verstorbenen preussischen Kammerherrn und Gesandten a. D. zu London. Sie erwarben die Nationalgüter im ganzen Departement Orne, das große Hôtel des Fermes in Paris u. s. w., doch unterbrach das Schreckensregiment ihre Thätigkeit, Nedern verließ Frankreich, St. Simon kam als Adeliger in Haft und saß elf Monate in Ste. Pélagie und im Luxembourg, bis ihm der Sturz Robespierres im Juli 1794 die Freiheit wiedergab. Unter den glücklichsten Konstellationen wickelte er nun die Geschäfte ab, Nedern und er konnten die erungenen Liegenschaften noch in zum Emissionspreise angenommenen Assignaten bezahlen und erzielten 1796 eine Rente von 150000 Frk. Aber für die Dauer konnten sie sich nicht vertragen, sie trennten sich 1797 und St. Simon erhielt nur 144000 Frk. als seinen Anteil. Er glaubte sich übervorteilt, protestierte und trat wiederholt, aber ohne allen Erfolg, klagend gegen Nedern auf. Mit Spekulationen finanzieller Natur und mit dem Handelsstand brach er für immer ab und warf sich ganz auf die Wissenschaften; er begann den Lebensabschnitt, der nicht mehr ihm allein angehörte. Er mußte, den Vierzig nahe, seine eigentliche Lebensarbeit erwählen und den hochgehaltenen Glauben an seine Kraft

einsetzen; er entschloß sich, „der menschlichen Erkenntnis eine neue Bahn zu brechen,“ die er „die physiko-politische Bahn“ nennt. Planlos ging er zu Werk, stürzte sich in ein Labyrinth von Wissenschaften, von unbestimmtem Drange erfüllt, suchte, fand aber keine Rejultate und überzeugte sich endlich, daß er, ehe er an soziale Experimente gehe, erst Studien machen müsse. „Ich mußte mit dem Studium der physischen Wissenschaften beginnen, um ihren gegenwärtigen Standpunkt zu bestimmen und um mich von dem Gange zu überzeugen, in dem ihre Entdeckungen gemacht waren.“ So wurde St. Simon Schüler in reifen Jahren, mietete sich der Ecole polytechnique gegenüber ein, machte sich mit den Lehrern derselben bekannt und hörte bei ihnen; 1801 zog er in die Nähe der Ecole de Médecine. Voll Hochmut nahm er ganz die Mäuren des Grandseigneur an, lud, anstatt zu ihnen zu gehen, Mathematiker, Physiker, Astronomen, Physiologen und Ärzte an seine glänzende besetzte Tafel und lernte bei perlendem Weine von ihnen; so hoffte er „die wahre Bahn zum Glück und Fortschritte der Menschheit ausfindig zu machen;“ freilich kostete dieser Lehrgang enormes Geld. Der Graf heiratete 1801 Fräulein von Champgrand; er wollte, wie er gestand, „sich der Ehe als Mittels bedienen, um die Gelehrten zu studieren,“ und dies Studium verschlang unglaubliche Summen. Es war die würdeloseste Periode seines Lebens. Bälle, Dinners, Soirées sollten ihm Erfahrungen bringen, sein Haus durchsetzte ein Jahr lang der tolle Wirbelwind des Pariser Lebens, und Reyband schildert dessen Einwirkung auf ihn also: „Nützig inmitten dieses Geräusches, andere beurteilend, ohne von ihnen beurteilt zu werden, versuchte er alles, das Gute und das Schlechte, Spiel, Orgie, decente Unterhaltung, erhabene Diskussion, um von allen Charakteren und allen Lagen zu erfahren; Gastronom, Lüftling, Verschwender, mehr aus System als aus Instinkt, lebte er in einem Jahre fünfzig, stürzte sich in das Leben, anstatt hineinzutreten, um vorzeitig die Erfahrung des Greises zu erlangen; er gebrauchte und mißbrauchte alles, um eines Tages alles in seine Berechnungen ziehen zu können; er impfte sich die Krankheiten des Jahrhunderts ein, um später befähigt zu sein, ihre vollständige Physiologie zu bestimmen. Es war ein rein experimentelles Leben; es vom gewöhnlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten, wäre Thorheit gewesen.“ Rasch war St. Simons Habe verschleudert, er auf dem Wege der Experimentalphilosophie so total ruiniert, wie er es nur auf dem des Lasters hätte werden können; Reisen in England und Deutschland brachten ihm auch nicht die erwünschte Weisheit. England erbaute ihn wenig, in Deutschland fiel ihm die mystische Philosophie auf und erschien ihm als Kindheitsstandpunkt; hingegen meinte er, wenn die Deutschen einmal auf den rechten Weg gelangt sein würden, so hätten sie gerade in Bereiche der allgemeinen Wissenschaft eine große Zukunft. Als er erfuhr, Frau von Staël sei Witwe geworden, ließ er sich im Juli 1802 scheiden, eilte zu ihr nach Coppet und trug ihr seine Hand mit folgenden Worten an: „Madame, Sie sind die außergewöhnlichste Frau der Welt, wie ich deren außergewöhnlichster Mann bin; wir beide würden zweifelsohne ein noch außerordentliches Kind bekommen;“ die kluge Frau aber lehnte das zweifelhafte Glück ab, seine Mission zu teilen. Bis jetzt hatten all seine Streifzüge durch das Leben keinen reellen Erfolg erzielt, er hatte weder in der Gesellschaft noch in der Wissenschaft seine Stelle gefunden, er war abermals verarmt. Er entschloß sich, das Resultat seiner reichen Erlebnisse und kostspieligen Erfahrungen in einer Schrift zusammenzufassen, die er 1803 in Genf, seinem damaligen Wohnorte, als *«Lettres d'un habitant de Genève à ses contemporains»* drucken ließ. Wie wenn er geahnt hätte, welche Entbehrungen seiner harten, forderte er in der bizarren Schrift, es solle auf dem Wege der Subscription eine alljährliche Unterstützung für je drei Mathematiker, Physiker, Chemiker, Physiologen, Litteraten, Maler und Musiker zusammen geschossen werden; indem er die Menschheit in drei große Kategorien teilte, wollte er ihre Neugestaltung: die geistige Macht sollte den Gelehrten, die zeitliche

den Eigentümern überwiesen werden, alle aber sollten das Recht und die Macht haben, die zu ernennen, welche zur Ausfüllung der Funktionen als Häupter der Menschheit berufen seien; den Regierenden wies er als Gehalt die Achtung zu. Er stand vor der Idee einer neuen Religion als Ordnerin des Weltlebens, erklärte die bisherige Religion als lediglich menschliche Empfindung und gab sich als Theosoph; selbst der erste Gedanke einer Emancipation der Frauen, später ein Lieblings-thema der St. Simonisten, aber von ihm nie mehr angeschlagen, findet sich in dieser Erstlingschrift des nun 43jährigen Weltverbesserers. Einkommen und Gesundheit des Grafen waren gleichmäßig zerrüttet, er besaß nichts mehr als seine Träume und mußte die Regierung um eine Stelle bitten; nach sechs Monaten peinlichen Harrens fand er sie als Kopist am Leihhaufe in Paris mit 1000 Fr. Gehalt und hatte hierfür neun Stunden täglich schwere, geisttötende Arbeit. Hatte er bisher mit allem experimentiert, so übernahm nun das Geschick seine Rolle und versuchte sich an ihm. Er arbeitete selbst nachts, ward immer kränker und schwächer und betrachtete es darum als Lebensrettung, als ihm einer seiner Bediensteten aus der Zeit der Spekulationen mit Redern, Diard, begegnete und, mittlerweile wohlhabend geworden, ihm in der schonendsten und hochjüngigen Weise unumschränkte Gastfreundschaft anbot; St. Simon schlug ein, seine falsche Scham hielt ihn zurück; er sah in Diard seinen einzigen Freund auf Erden, lebte jahrelang bei ihm und Diard stellte ihm nicht nur alle Bedürfnisse, sondern ließ auch des Grafen Werke auf eigene Kosten drucken. Napoleon gab den Anlaß, daß St. Simon wieder zur Feder griff; als der Kaiser dem Institut die Frage vorlegte, welche Fortschritte die Wissenschaft seit 1798 gemacht habe, wie gegenwärtig deren Stand sei, und durch welche Mittel weitere Erfolge erzielt werden könnten, antwortete der Graf 1808 mit der zweibändigen *«Introduction aux travaux scientifiques du XIX^{ème} siècle»*, die er noch im gleichen Jahre in bestimmterer akademischer Form als *«Lettres au bureau des longitudes»* zusammenfaßte. Selbst in das abstrakteste Gebiet hinein verfolgte ihn die Sucht der Weltverbesserung; anstatt sich mit der Rolle des Statistikers zu begnügen, griff er zum Stabe des Propheten; er wollte die Zukunft regeln, die alte wissenschaftliche Methode entthronen, die Analyse durch die Induktion ersetzen; die Gelehrten, die Weisen sollten die europäische Gesellschaft reorganisieren; er glaubte, die Wirren in der Gesellschaft würden ein Ende finden, wenn eine Art geistiger Magistratur über dem Geschehe der Nationen waltete. Der Grundgedanke auch dieser Arbeit war, die Gelehrten zu einem Werke der Reorganisation anzutreiben, und aus der geistigen Magistratur, die er beantragte, ergab sich ganz unwillkürlich die Hierarchie der Kapazitäten, die Basis der St. Simonistischen Familie. In dem *«Prospectus d'une nouvelle encyclopédie»* und der ersten Lieferung eines *«Mémoire sur l'encyclopédie»* (1810) suchte St. Simon den Beweis zu liefern, Diderot und d'Alembert hätten keine Encyclopédie, sondern nur ein Wörterbuch geschaffen, und die Arbeit müsse darum nochmals unternommen werden; aber niemand nahm auch nur die geringste Notiz von ihm. Jeden anderen hätten die steten Mißerfolge niedergeworfen, dieser Ungewöhnliche aber raffte sich nach jedem Schlage wieder auf; er hielt sein Leben keineswegs für verfehlt, seine mißlungenen Projekte vielmehr für notwendige Experimente und Einleitungen. Dafür war er eben ein erträumter Abkömmling Karls des Großen, der nie das ihm eigentümliche Gepräge eines einseitigen Gefühlstandpunkts verleugnen konnte. Mit Selbstbewußtsein hatte er eben geschrieben: „Ich sehe ohne Unruhe die Schwierigkeiten, die ich zu besiegen habe, und lächle über die, welche kommen könnten“ — da starb sein treuer Diard 1810 und es schien, als sollten jetzt erst die Tage wahrer Not für ihn anbrechen. „Zeit vierzehn Tagen,“ so berichtet er, „esse ich Brot und trinke Wasser; ich arbeite ohne Feuer und habe selbst meine Kleider verkauft, um die Kosten der Abschriften meiner Arbeit zu decken. Es ist die Begeisterung für die Wissenschaft und

das allgemeine Wohl; es ist der Wunsch, ein Mittel zu finden, um auf sanfte Weise die furchtbare Krisis zu lösen, in die sich die ganze europäische Gesellschaft verwickelt findet, die mich in diesen Zustand der Verzweiflung gestürzt haben. So kam ich ohne Erröthen das Geständnis meines Elends ablegen und die notwendige Unterstützung fordern, die ich zur Fortsetzung meiner Arbeit brauche.“ Ohne Geld, um diese drucken lassen zu können, sandte er 1811 seine Mémoires «Sur la Science de l'homme» und «Sur la Gravitation» in Abschrift an Gelehrte und Staatsmänner, suchte sie um Unterstützung an, fand aber nur seitens des großen Naturforschers Cuvier Aufmunterung; Cambiérès, Herzog von Parma, u. a. rieten ihm, sich an den Kaiser selbst zu wenden; als er aber diesen sein Mémoire sur la gravitation unter dem wunderlichen Titel zusandte «Moyen de faire reconnaître aux Anglais l'indépendance des pavillons,» ließ es Napoleon unbeachtet; Ideologen gewannen ihm nie Interesse ab. Vergebens bemühte sich der fast Verhungerte, von Graf Redern Geld zu erlangen; in Péronne ergriff ihn schwere Krankheit; seine Familie sorgte für Pflege, gab ihm eine kleine Pension und wieder schlug er sein Zelt in Paris auf. Da erfolgte die Absetzung Napoleons, die Restauration; sein alter Name verhielt ihm bessere Tage, aber seine Ansichten erschienen dem neuen Hofe so verdächtig, daß nichts für ihn geschah; man ließ ihn im Dunkeln, was der Grand-seigneur nie verzieh. Doch gelang es ihm einige junge ausgezeichnete Männer an sich zu ziehen, Augustin Thierry, Comte, Léon Halévy, Duvergier und Rodrigues; Thierry wurde sein begeisterter Adept und nannte sich geradezu seinen Adoptivsohn. 1814 publizierten Meister und Jünger zusammen die Broschüre «Réorganisation de la société européenne ou De la Nécessité et des moyens de rassembler les peuples de l'Europe en un seul corps politique, en conservant à chacun sa nationalité.» St. Simon suchte hier zu zeigen, daß weder der Wiener noch irgend ein Kongreß fähig sei, dauernden Frieden zu schaffen, und daß die europäische Gesellschaft nicht auf Konventionen und Abmachungen beruhen könne. Voll Würdigung für den Segen der Religion, stellte er das Mittelalter hoch über das klassische Altertum, gestand dem mittelalterlichen Klerus wesentlichen Anteil an der Civilisation Europas zu, betrachtete das Papsttum als moralisches Band zwischen allen Theilen der civilisirten Welt und die damalige Gesellschaft Europas als eine wirkliche christliche Republik; ihm erschien das politische System des Mittelalters als allein wahr, weil es auf der allgemeinen Organisation, auf der katholischen Einheit beruhte; mit Luthers Reformation sah er die Kriege beginnen, die auf die Universalmonarchie loszielten; jetzt wo die große Rolle katholischer Religion und Geistlichkeit ausgepielt sei, beantragte er ein europäisches Parlament zur Aburteilung der Differenzen unter den Nationalitäten. Das Heft erregte großes Aufsehen, doch ließ ihn die Forderung als Narr erscheinen, die Union Frankreichs mit Großbritannien sei der erste Schritt zur Reorganisation Europas; wie konnte ein vernünftiger Mensch solches schreiben, zumal bei der Todfeindschaft beider Nationen! Im Jahre 1814 erschienen noch «Lettres de Henri de St. Simon à MM. Comte et Dunoyer» im dritten Bande des «Censeur européen;» dann wandte er sich der Frage nach dem vielumstrittenen Rechte des Besitzes von Nationalgütern zu, in der er mitreden konnte; 1815 erschien der Prospekt eines in erfolgreichsten Werkes «Le Défenseur des propriétaires des domaines nationaux,» dann die «Profession de foi des auteurs de l'ouvrage annoncé sous le titre: Le Défenseur des propriétaires des domaines nationaux.» Auch schrieb er 1815 mit Thierry «Opinion sur les mesures à prendre contre la coalition de 1815» und die «Profession de foi du Comte de St. Simon au sujet de l'invasion du territoire français par Napoléon Buonaparte» und 1816 «Quelques Idées soumises par M. de St. Simon à l'Assemblée générale de la société d'instruction primaire.»

(Schluß folgt.)

Das französische Offiziercorps von heute.

Hauptmann a. D. Max Liman.

So oft die französische Kammer irgend eine Vermehrung der Cadres der Armee votierte, also so oft ein neuer Kriegsminister — und neuer Kriegsminister gab es seit dem Bestehen der französischen Republik bereits über zwanzig — gewissen Parteien zuliebe und um seine Stellung zu befestigen, den Etat der Armee erhöhte, las man in allen politischen und nichtpolitischen Blättern Deutschlands, vielleicht nicht ganz unberechtigte, Warnungen, welche an diese Erhöhung in dem Bestande der Armee unseres westlichen Nachbarn anknüpften. Gewöhnlich werden hiermit die Stärkeverhältnisse unseres Heeres verglichen. Niemand wird jedoch berücksichtigt, daß nicht so sehr die Quantität als vielmehr die Qualität gerade die Stärke eines Heeres ausmacht. Diese Qualität ist aber wesentlich abhängig von der Beschaffenheit des Offiziercorps, und erst wenn man diese kennt, läßt sich ein Schluß auf den ganzen Organismus der Armee machen. In Deutschland herrschen vielfach völlig irrige Ansichten über die Zusammenetzung und das innere Leben des französischen Offiziercorps, woran zum nicht geringen Teil unsere westlichen Nachbarn selbst die Schuld tragen. Nach dem Feldzug 1870/71 befehligte sich ihre Litteratur befanntlich, die Ursache der Niederlagen ihres Heeres allein in der mangelnden Intelligenz und in dem von höheren Offizieren angeblich geübten Verrate zu suchen. Fand diese Behauptung bei uns kaum Glauben, so war sie doch geeignet, das Ansehen ihrer Armee auch im Auslande zu untergraben. Mochte der Tadel, der hiermit zugleich die gesamte Armee traf, nicht ganz unberechtigt sein, so wurde andererseits wohl manche bittere und herbe Bemerkung durch den Schmerz über die Erfahrungen Niederlagen veranlaßt. Das französische Kriegsministerium, trotz des Wechsels seiner Spitzen konsequent in seinen Zielen, hat vielfach Wandel geschaffen. Die rein militärisch-technischen Fragen, das Stärkeverhältnis, die Ausrüstung u. s. w. dürften jedoch ein nicht militärisches Publikum viel weniger interessieren, als vielmehr ein allgemeines Bild über den Geist und die Erziehung, das Leben und die sonstige Beschaffenheit, besonders der Elemente, aus denen sich das französische Offiziercorps zusammensetzt. Ein französischer Militärschriftsteller, de Grisse, jagt von seinen Landsleuten: „Wenn unsere Nation auch im allgemeinen kriegerisch ist, so sind wir doch weit entfernt Soldaten zu sein; denn um Soldaten im wahren Sinne des Wortes zu haben, bedarf man Offiziere, welche nicht nur in der Kriegskunst unterrichtet sind, sondern auch Subordination und Disziplin kennen und zweri das Beispiel für diese zu geben wissen. Der Franzose ist tapfer, aber allzu hastig und setzt in sich selbst zu wenig, in seine Vorgesetzten stets zu viele Zweifel.“ Die Erfahrungen der Jahre 1870/71 illustrierten diese Ansicht eines Franzosen über seine Landsleute nur zu drastisch. Aber auch auf heute läßt sich das von de Grisse Gesagte mit Recht anwenden. Die herrschende Regierungsform in Frankreich ist befanntlich die Republik, und wenn auch seit 1876 republikanische Anschauungen viel Verbreitung in der Armee gefunden haben und der momentanen Machthaber wegen offen zur Schau getragen werden, ist es für den Kenner der Verhältnisse dennoch offenkundig, daß, sobald der Royalismus mit Erfolg sein Haupt erhebt, ein großer Teil der jetzt scheinbar eifrigsten Republikaner in das royalistische Lager übergehen würde. Die Spaltung, welche die Politik unter den französischen Offizieren selbst erzeugt, kann nicht ohne gefährliche Wirkung auf ihre Untergebenen bleiben. Ihre ganze Anschauungsweise muß sich von den höheren Offizieren auf die Subalternen, von diesen auf die Unteroffiziere und durch diese auf die Gemeinen übertragen. Erfahrungsgemäß ist nichts verhängnisvoller für die Zuverlässigkeit einer Truppe, als das Vorhandensein politischer Meinungen und Gegensätze in einer Armee. Der Stolz des repu-

blikanischen Franzosen, der sich in den Worten *liberté, égalité, fraternité* ausdrückt, bedingt an sich schon das schwierige Verhältnis der französischen Offiziere zu ihren Untergebenen und bildet das Hindernis, der Armee eine einheitliche politische Ansicht anzuerziehen oder die Politik ganz aus der Armee zu verbannen. Diese Begriffe umfassen so drastisch als möglich den direkten Gegensatz aller Disziplin und bedingen den Gegensatz der einzelnen Chargen im Heere und Offiziercorps. Dem französischen Offizier entstehen hierdurch unglaubliche Schwierigkeiten; denn es ist eine durchaus falsche Ansicht, die man bei uns viel verbreitet findet, daß er nicht stramm genug oder zu vertraut mit seinen Untergebenen sei. Wenigstens was den äußeren Dienst anbetrifft, so wird derselbe jetzt energisch gehandhabt; alle Waffengattungen legen heutzutage nach preussischem Muster viel Wert auf das Exercieren und den sogenannten Drill. Den inneren Dienst hingegen betreibt auch der Offizier dort mit einer bei uns nicht bekannten Nonchalance. — Mit wenigen Ausnahmen macht der französische Offizier als Reiter einen ebensowenig vorteilhaften Eindruck wie der französische Kavallerist überhaupt. Er reitet dreist und fähig; an Mut und Schneid fehlt es ihm nicht; aber er reitet entweder ohne Zügel oder er hängt in den Zügeln. Seine rudartigen, harten Hülsen machen die Pferde hartmäulig, und oft erregte es unsere Verwunderung, daß die falsch gestellten Pferde durch die falschen Hülsen, welche ihnen gegeben wurden, nicht stürzten.

Zu eingehender Würdigung und Beurteilung des französischen Offiziercorps ist ein Rückblick auf den Bildungsgang desselben notwendig. — Bekanntlich besteht dasselbe nicht aus einer in Bezug auf Bildung und Erziehung homogenen Masse, sondern die Offiziere teilen sich in zwei Klassen, solche, welche die höhere Militärschule zu St. Cyr oder die *école polytechnique* in Paris besucht haben, und die *sortis des rangs de la troupe*, welche später auf besonderen Schulen zu Offizieren ausgebildet sind. Erstere sind stets an Bildung und guter Erziehung überlegen, letztere besitzen mehr Erfahrung und Dienstkenntnis und hierdurch allein ein Übergewicht über die Gemeinen. Diese verschiedenen Erziehungsmethoden ließen, einem deutschen Beobachter zufolge, der während eines langen Aufenthalts in Frankreich die Offiziere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, diese dort eingeteilt werden in *officiers avec éducation* und in *officiers sans éducation*; beide Klassen dokumentierten den zwischen ihnen bestehenden Unterschied auch in der Art und Weise, wie sie voneinander sprachen. Die gebildete Klasse warf dem ehemaligen Korporal vor, daß er in Civil wie ein Polizeiaгент aussehe, daß er rote Hände und immer Blasen auf den Füßen habe, daß er sich mit einer Dienstbirne verlobe, daß er wöchentlich nur einmal das Hemd wechsle, Tapissierarbeit mache und, die eigene niedere Herkunft verpeßend, seine Untergebenen schinde. Derselbe Gewährsmann berichtet von einer andern oft gehörten Einteilung in folgender Weise:

1. *L'officier bourgeois*: marschirt gut, ist stark, trinkt viel, ist nicht selten verheiratet und hat dann viele Kinder, lebt sparsam und läßt seine männlichen Nachkommen Soldat werden.

2. *L'officier qui a du chic*: trägt in der Regel ein Korsett, setzt stark auf, reitet, geht auf die Jagd, tanzt und singt in den Salons, hält sich eine Maitresse, trägt soviel als möglich Civil, bringt an seiner Uniform irgend eine Phantasie an, wird zum Ordnonanzoffizier ernannt und folgt mitunter nach der Revolution seinem Prinzen ins Exil.

3. *L'officier insouciant*: kennt nur die Kaserne, läßt im übrigen alles mit Gleichmuth über sich ergehen, thut viel Dienst, läßt sich im Frieden das Fell über die Ohren ziehen und im Kriege tothschießen.

4. *L'officier d'ambition*: feurige, für den Krieg begeisterte Seelen; sie sehen blaß aus, lassen sich nach Algier kommandieren, stürzen sich mit Todesverachtung ins Gefecht, sind stolz auf ihre Blessuren, schlafen auf bloßer Erde, trinken nur Wasser,

schimpfen alle Nichtsoldaten *«pékins,»* gehen zu Grunde oder werden Marschall.

Die Militärschule von St. Cyr setzt die Absolvierung des Lycée, bei uns das Abiturientenexamen, voraus. Französische Zeitschriften werfen diesem Institut vor, daß es seine Schüler nicht zu der so notwendigen Initiative heranziehe, sondern den Hauptwert auf die Theorie lege und die Reglements mehr auswendig lernen als üben lasse, wodurch das spätere Studium derselben bei seinen Zöglingen in Mißkredit gerate; im Gegensatz zu dieser Anstalt erzeugt die polytechnische Schule „gelehrte Offiziere,“ die 1870 stark Fiasko machten, da aus ihnen wesentlich der Generalstab rekrutierte. Jetzt bilden sie, nachdem sie ebenso wie die dazu geeigneten Infanteristen und Kavalleristen die der preussischen genau nachgebildete französische Kriegsakademie besucht haben, einen großen Teil des Generalstabes. Das Abgangszeugnis jener genannten Schulen bedingt die Einstellung als Offiziere in die Armee und ihre Anciennität, so daß also allein das Verhalten des jungen Mannes auf der Schulbank entscheidet, ob er würdig ist Offizier zu werden oder nicht. Diejenigen, die das Examen nicht bestehen, treten als gemeine Soldaten in die Armee, avancieren als Unteroffiziere und werden dann wie diese zu Offizieren gepreßt.

Es giebt wohl kein Land, in dem das Protektionswesen ausgebildeter ist, als in dem republikanischen Frankreich, und selbst in der Armee macht sich dies in der nachtheiligsten Weise fühlbar. Wir brauchen zum Beweise hierfür nur an das durch die Zeitungen gebrachte Faktum, wonach einst General Boulanger die Deputierten aufforderte, ihm jederzeit die Wünsche ihrer Mandatare und deren Angehörigen zu übermitteln, und an die *Affaire Cassarel* zu erinnern. Im Gegensatz zu dem bei uns herrschenden Prinzip, das den Offiziererfah nach Herkunft und pekuniären Verhältnissen regelt, hat der Franzose nur nötig, die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung und die entsprechende Führung als Soldat nachzuweisen, um die Offizierscarrière ergreifen zu können. Die so notwendige Homogenität des Offiziercorps muß auch durch diese Bestimmung nachtheilig beeinflusst werden. Der Gang des Avancements ist dann in Frankreich im allgemeinen folgender: Der *Sous-Lieutenant* wird nach zweijähriger Dienstzeit ohne Examen *Sekondelieutenant*, ebenso *Premierlieutenant*. Der Grad eines Kapitäns ist jedoch in jeder Waffe nur zu erreichen nach vorher abgelegtem Examen. Vom Kapitan aufwärts entscheidet nur noch die Wahl, ohne daß das Dienstalter eine Weiterbeförderung bedingt, während allerdings die Dienstzeit als Kapitan vor der Beförderung zum Kommandanten auf vier bis sechs Jahre festgesetzt ist; der Oberst muß mindestens zwei Jahre ein Regiment geführt haben, bevor er Brigadegeneral, und dieser ein Jahr eine Brigade geführt haben, bevor er Divisionsgeneral werden kann. Hat durch die Wahl der Kriegsmiister Gelegenheit, die ihm persönlich zusagenden Elemente in die wichtigsten militärischen Stellungen zu befördern, so ist wiederum eine natürliche Folge davon, daß die Masse der übergangenen Offiziere leicht in das dem Kriegsminister, also dem Oberhaupt der Armee, feindliche Lager getrieben wird. Eine Menge mizufriedener Elemente muß auch für die französische Armee die sogenannte „Altersgrenze“ erzeugen; nach dieser sind bestimmte Lebensalter für jede Charge festgestellt und darf über dieselben hinaus nicht gedient werden. Wer sich sagen muß, daß er unter allen Umständen, sei er auch noch so tüchtig, für höhere Chargen zu alt werde — wie es bei den meisten ehemaligen Unteroffizieren geschieht — den befehlt gewiß selten feuriger Eifer; auch kann es dem Ton im Offiziercorps nicht günstig sein, wenn der Hauptmann weiß, daß der Lieutenant über ihn fort Stabsoffizier wird. Man glaubte durch die Altersgrenze die Armee vor physisch unbrauchbar gewordenen Elementen zu bewahren, ohne dabei zu bedenken, daß die Felddienunsfähigkeit vor dieser Altersgrenze eintreten könne, für welche Möglichkeit natürlich noch besondere Einrichtungen getroffen werden mußten. Das *«Journal des sciences militaires»* 1887 sagt hierüber: „Eine militärische Organisation, wie die unsrige, ist im höch-

sten Grade unlogisch, da sie die Offiziere mit Gewalt und gegen ihren Willen, seien diese gut oder schlecht, mindestens eine Zeit von dreißig Jahren in der Armee festhält, um sie dann gegen ihren Willen aus derselben zu stoßen, gleichviel ob der Zustand ihrer geistigen oder körperlichen Kräfte dies bedingt oder nicht. Wenn wir ohne Wahl alle zur Offizierscarrière zu lassen, ist es nur logisch, auch den Austritt aus der Armee in jeder Weise zu erleichtern. Dies geschieht aus Furcht davor, daß die besser situierten Offiziere uns nicht den Stuhl vor die Thür setzen, also aus Furcht vor »Indisziplin.« Wirklich ist thätlich die »Altersgrenze« nur für die Unteroffiziers- existenzen, die die längere Dienstzeit nur des geringen Geldvorteils wegen über sich ergehen lassen und so das für ihre Ausbildung hingeebene Kapital dem Staate wieder einbringen. Aber darin liegt der Fehler der Berechnung: es ist doch besser für den Staat, er verliert die Früchte der Erziehung bei einzelnen Offizieren, als daß sie gegen den Nutzen der Armee und den Willen ihrer Vorgesetzten im Dienst bleiben.« So äußert sich jene französische Quelle. Den Beweis für die Wahrheit des Gesagten liefern alljährlich die Herbstmanöver, in denen doch immerhin eine größere Anzahl älterer Offiziere, auch trotz der nicht erreichten Altersgrenze, zeigen, daß sie nicht mehr selbstdienstfähig sind. Hat die Errichtung dieser »Grenze« keine Vorteile, so hat sie oft geradezu Nachteile für die Armee, wie das Beispiel Moltkes in drastischer Weise zeigt: Dieser, der 1866 und 1870 seine größten Erfolge erzielte, ist bekanntlich 1800 geboren; er wäre also am 26. Oktober 1865 seiner Mangstellung und der Altersgrenze entsprechend aus der aktiven Armee entfernt worden.

Geklagt wird von französischen Offizieren über die zwar geschmackvolle aber teure Kleidung; besonders teuer seien die Hüpfis und ihre goldenen Streifen und die an Rockärmeln und Kopfbedeckungen befindlichen Soutaches; und hart erscheint es, wenigstens ohne Kulanz, daß bei Todesfällen das Gehalt nur bis zum Todestag bezahlt wird. Überhaupt sind auch die Gagen der französischen Offiziere nicht glänzend zu nennen. So erhält ein Marschall 79 Frank 50 C. pro Tag, ein Divisionsär 52 Frank 40 C., ein Colonel 23 Frank 80 C., ein Sous-Lieutenant hat ein monatliches Gehalt von 208 Frank. Servisklassen nach den verschiedenen Garnisonen, wie bei uns, existieren nicht. Der Verfasser der »Neuen Bilder aus dem französischen Soldatenleben« berechnet im krafftesten Widerspruch hierzu die laufenden Ausgaben desselben im Monat wie folgt:

Ein sehr einfach möbliertes Zimmer	35 Frank,
Pension	80 „
Bursche	15 „
Wäsche, Licht, Heizung	30 „
	<hr/>
	160 Frank.

Reist für den Unglücklichen zum Bestreiten seiner Kleidung und sonstiger Luxusausgaben bilden dann 48 Frank. In Deutschland erhält der Subalternoffizier ein geringes Gehalt, damit nicht jeder die Militärkarrière ergreifen kann, aber vom Hauptmann aufwärts ist das Gehalt ausreichend; in Frankreich, wo auch der ärmste Sohn der Republik auf den Offizier Anspruch hat, sind die Lieutenantsgehälter höher als bei uns. Der gemeinsame Offiziertisch findet in anderer Weise als bei uns, streng nach Chargen getrennt, damit die Disciplin nicht leide, in besonders gemieteten einfachen und schmucklosen Lokalen, statt. In keiner Armee stehen die Offiziere nach den Graden so geschieden da, wie dies in der französischen der Fall ist. Dort nimmt jede Charge für sich geschieden in besonderen Pensionen ihre Mahlzeit ein. Ebenso wird ein höchst einfaches Diner eingenommen, zwei Gerichte und eine halbe Flasche Wein. Wie der Franzose überhaupt in seinen Bedürfnissen mäßig ist, so lebt auch der Offizier mäßig im Essen und Trinken. Darauf scheint auch die Jahresrente von 1200 Frank, welche entsprechend unserer Kaution von dem französischen Offizier, der heiratet, nachgewiesen werden muß, berechnet zu sein, die durch ein neueres Gesetz jetzt allerdings auf 2400 Frank erhöht

wurde, ohne daß der Staat jedoch die Sicherstellung des Kapitals hierzu übernimmt.

Was wir bisher über den Ersatz, die Zusammensetzung und die materielle Lage des Offiziers gesagt haben, läßt es erklärlich erscheinen, daß seine Stellung in der Gesellschaft keine bevorzugte ist; ja man kann wohl sagen, in Frankreich gehört das Offiziercorps überhaupt nicht zur Gesellschaft. Einzelne wenige Offiziere, durch Namen und Empfehlungen begünstigt, werden von den Civilkreisen zum Verkehr herangezogen, erscheinen dort aber bezeichnenderweise im Gewande des Bürgers. Werden einerseits in Frankreich officiers comptables, trésoriers, d'habillement, d'administration, controleurs d'armes, chefs de musique etc. zu den Offizieren gerechnet, so sind andererseits die Vertreter der alten Adelsgeschlechter nach und nach ganz aus dem Offiziercorps verschwunden. Besonders drängen sich, seitdem die Generale Thibaudin und Boulanger durch Verletzung vieler Regimenter und Veränderung der Offiziercorps derselben die royalistischen und imperialistischen, aber immerhin feudalen, Elemente aus ihnen verdrängt haben, die demokratischen Elemente in den Vordergrund. Die schon erwähnten Skizzen über die französische Armee erzählen, daß selbst Gallifet, einst der Löwe des Tuilerienparfets, unter Gambetta umfante: »Nicht ich habe die Partei des Kaisers, sondern der Kaiser hat uns verlassen,« war seine Entschuldigung.

In den großen Garnisonen gehört es zu den Ausnahmen, Offiziere in den Gesellschaften zu sehen, nur bei den wenigen offiziellen Festen der Spitzen der Civilbehörden erscheinen sie in corpore; in den kleineren Garnisonen gehören zur »colonie,« bei uns Hautevolée, nur die Spitzen der Offiziercorps. Da die feineren Familien in Frankreich einerseits öffentliche Bälle nie besuchen, andererseits bei ihrer bekannnten Sparsamkeit selbst nicht größere Feste geben, wird es den jüngeren Offizieren schwer, ja beinahe unmöglich gemacht, sich in diese Familien einzuführen.

(Schluß folgt.)

Gedichte in Prosa.*

Von
Ola Hansson.

1.

Die Winternacht lag groß und still über Skandinavien. Der Himmel war voller Sterne und die Länder schliefen. Der Mond ging auf. Er funkelte auf der Spitze des Sulitelma und auf den weißen Höfen drunter in Schonen. Die Schatten waren lang und glitten nach Osten, leise und unmerklich, wie Gedanken, die noch nicht Worte gefunden; und die Sterne flimmerten so stark, daß ein lebendiges Wesen, hätte es eins gegeben, in der tiefen Stille gehört hätte, wie sie zitterten.

Aber es war kein lebendiges Wesen sichtbar in dieser Nacht; alles schlief, in Wald und Feld, in Dörfern und Städten, draußen und drinnen.

Da erhob sich plötzlich eine Gestalt aus den Wäldern Kolmordens, höher als die höchste Fichte und breiter über den Schultern als der Rücken des Miölen: sie warf ihren Schatten über das Land wie einen ungeheuren Trauererschleier, und er war so lang, daß er Stockholm einhüllte und hinabfiel in den Bottnischen Busen.

Aber die Gestalt war schief und ihre Augen waren schon und schielten wie der Blick des Mißethäters, und als sie ihr

* Unter diesem Titel bringen wir eine Fortsetzung von »Odens Weisen,« welche in den ersten Nummern dieses Blattes so allgemeines Entzücken erregten. Der junge schwedische Dichter, der sich gegenwärtig in Berlin niedergelassen hat, änderte die Überschrift seiner Dichtungen für die deutsche Uebersetzung, weil der Name Oden in seiner nationalen Bedeutung für uns so gut wie unübersehbar ist. Er bedeutet etwa so viel wie »Haus, der das Fürchten nicht gelernt hat.« D. H.

Gesicht erhob und der Schein des Mondes darauf fiel, trug es einen solchen Ausdruck von Friedlosigkeit und Gewissensqual, daß die Schatten stehen blieben und die Sterne aufhörten zu zittern. Und die Gestalt senkte — in einer Verzweiflung, so namenlos und grenzenlos, daß die Kinder in der Wiege ächzten und die Menschen böse Träume bekamen.

Und die Nacht stand still, als warte sie darauf, etwas zu hören; aber nichts Lebendiges zeigte sich, außer der einsamen Gestalt auf dem Kolmorden.

Noch einer aber war wach: der Große Geist, er, der so groß ist, daß kein sterbliches Auge ihn sehen kann, — einige nennen ihn: die Zeit, andere: das Schicksal, andere: die Gerechtigkeit, andere: den Richter.

Er ruhte im Weltraum mit dem Orionsgürtel um seine Lenden, den Ellenbogen gegen die Deichsel des Wagens gestützt, und sein weißes Greisenhaar lag zwischen den Welten wie eine Wähne — die Menschen nennen sie die Milchstraße; in seiner Stirn leuchtete das Auge, sein einziges, großes Auge, und der Strahl desselben fiel über die Nacht des Nordens und die einsame Gestalt auf dem Kolmorden — — —

„Judas!“ klang es durch die Nacht; es klang, als fielen ein Stein auf Eis.

Da sank die Gestalt zusammen wie unter eines Riesen Faust und auf ihrem Antlitz war ein Ausdruck wie von tausend erstikten Schmerzensrufen. Aber die Nacht stand still um sie herum, und sie war allein und kein lebendiges Wesen zeigte sich.

„Judas!“ klang es wieder. Und sie wußte nicht, woher die Stimme kam, denn der Große Geist ist so unendlich groß, daß kein sterbliches Auge ihn sehen kann; aber als sie zu den zitternden Sternen hinaussah, glaubte sie, sie sprächen, und als sie die langen Schatten ansah, glaubte sie, sie sprächen, und als sie die Stille empfand und die Einsamkeit um sich herum, begriff sie, daß sie es gewesen, deren Stimme sie gehört.

„Judas!“ klang es zum drittenmal. Es war, als ob alles sprach und als ob nichts sprach, es war außer ihr und es war in ihr. Da lachte die Gestalt, wie ein Mensch lacht im Wahnsinn der Angst; und das Lachen klang durch die Nacht und sie lautete auf ihr eigenes Lachen; und nachdem eine Stunde vergangen war, klang es noch immer, als lachten hunderttausend Menschen in weiter Ferne, weit weg in den schlafenden Städten.

Und wieder klang die Stimme: „Was hast du heute gesündigt?“

„Ich habe heute nicht gesündigt,“ antwortete die Gestalt.

„Weshalb hast du denn ein böses Gewissen?“

„Ich habe kein böses Gewissen.“

„Weshalb brachst du denn zusammen, als du meine Stimme hörtest? Und weshalb senkstest du? Ich will die Binden von den Wunden deines Gewissens reißen, damit du sehen kannst, wie sie noch bluten; ich werde alle deine Sünden hervormahnen und sie sollen deine Seele zerfleischen wie Blutbunde; aber stemme deinen Fuß gegen den Fels und lege den Arm um den Wald, denn deine Kniee werden dich nicht tragen, wenn ich sie nehme!“

Da zitterte die Gestalt vom Wirbel bis zur Sohle, und die Wälder Kolmordens zitterten, als hätte der Sturm durch sie geraut. Und sie fiel auf ihre Kniee, schlug den Kopf gegen den Stein und rief: „Ich bin nicht Judas, ich bin nicht Judas!“

„Du bist das Leichengestirn im Leben und die Hölle der Menschheit. Deine Seele ist Ausfah, dein Herzblut schwarz, dein Gehirn Rot. Keinen giebt es, der die Schande des Menschengeschlechts ist, wie du — und durchsuchte man alle Gefängnisse und alle Schlupfwinkel des Lasters, man fände nicht deinesgleichen.“

„Denn du bist der Schweiger. Du hast geschwiegen, geschwiegen dein Leben lang, geschwiegen, wenn du reden solltest, deine Seele weggeschwiegen und den Frieden deines Gewissens. Du spielst nie den an, der am Schandpfahl stand — aber du schwiegst; du hieltest niemals die Zangen, wenn den Wahr-

heitszungen das Herz aus der Brust gerissen wurde — aber du schwiegst; du warst nicht unter denen, die schwangere Weiber vor ihren Wagen spannten — aber du fuhrst zu und schwiegst; du triebst niemals deine Arbeiter mit Peitschenhieben an, bis ihre Blutgefäße sprangen — aber du jahst, wie andere es thaten und schwiegst; du hättest geschwiegen, hätte man deinen eigenen Vater an seinen grauen Haaren niedergewissen, hätte man deine eigene Mutter vor deinen Augen geschändet.“

„Aber höre meine Worte: Wenn der Tag des Gerichts kommt, an dem alle Geschlechter der Erde gerichtet werden und alles Lebendige vor mir steht und alle Welten leer sind und die Unendlichkeit in Schweigen und Warten zittert, — dann werde ich die Thüren zu meinem Saale schließen lassen und aufstehen und sprechen: „Ihr alle, was ihr auch gesündigt habt — euch ist vergeben. Ihr Schwachen, die ihr der Versuchung nicht widerstehen konntet — und ihr Versucher, die ihr Argerniß gabt — euch ist vergeben. Reinigt eure Hände von Schmutz und Blut und kleidet euch in Feiertagsgewänder. Ich vergebe euch allen.“

„Allen außer einem.“

„Und dann werde ich dich greifen, du Schweiger, und die Thür aufstoßen lassen und dir die weiten, leeren Welten zeigen und sprechen: „Du, der Unrecht geschehen ließ, obgleich du wußtest, was Unrecht war; du, der zusah, obgleich du Hände hattest zu helfen; du, der du deine Brüder verriest mit Schweigen, wo ein Wort sie hätte retten können; du, der die Wahrheit hatte, aber sie nicht aussprach, sondern schweigend vorüberging an der unüberschaulichen Reihe gekreuzigter Männer der Wahrheit —; du feiger Schweiger, des Name Judas ist, die wird nicht vergeben in Ewigkeit. Hinaus in die öden Welten sollst du wandern und niemals stehen bleiben und niemals sterben, so wenig wie die Welten sterben, und sie sollen ewig öde bleiben, und die Stille soll dich toll machen und du sollst heulen wie die Hunde des Nachts, und du sollst rufen wie ein Bessener, du sollst lachen im Wahnsinn der Angst, wie du neulich lachtest — aber keiner soll dich hören, keiner dir antworten, als das Echo deiner eigenen Stimme, wenn es dahinrollt durch die tote Unendlichkeit, der einzige Laut und das einzige Lebendige in der Ede — — —“

Da fuhr die Gestalt auf und ihr Schatten fiel über das mondbesienene Land, wie der grotesk vergrößerte Schatten eines menschlichen Kopfes auf eine helle Wand fällt; sie reckte ihre Hände empor und ihre Augen drangen aus ihren Höhlen und sie fiel vornüber zu Boden wie ein Riesenstamm — — —

Und die Morgenröte glühte und die Häfne trähten rund um im Lande und in ihren Betten erwachten die Männer, gebadet im Schweiß des Alps — — —

2.

Es war einmal ein kleines Menschkind, das war die ganze Nacht im Walde umhergewandert, wo die Glühwürmer im Dunkeln glänzten. Als der Morgen kam, stand es am Waldrand und sah die Sonne aufgehen über dem Meere.

Der kleine Mensch setzte sich am Strande nieder und weinte. Als er wieder aufblickte, sah er den großen Meerergott auf dem Wasser ruhen. Er lag ausgestreckt in seiner ganzen Länge, den Arm gebogen und den Kopf in der Hand. Sein grünes, seidenes Gewand saß lose um seinen Körper und glänzte feucht, wenn er sich bewegte, sein Haar lag über der Meeresfläche wie ein breiter Sonnenstreifen, und seine grünen Augen ruhten auf dem kleinen Menschen, der am Strande saß und weinte.

„Weshalb weinst du?“ fragte er.

„Ich habe mich verirrt,“ antwortete der kleine Mensch.

„Ich bin die ganze Nacht umhergewandert und bin müde. Ich will schlafen, aber ich kann nicht; ich will heimgehen, aber ich habe mein Heim. Ich bin des Lebens müde.“

„Du hast ja den Tod,“ sagte der Meerergott.

„Ich kann nicht sterben,“ antwortete der kleine Mensch und schauderte. „Denn das Leben war so schön und ich bin so jung.“

„Geh zu meinem Bruder Pan,“ sagte der Meerergott. Da lachte der kleine Mensch bitter. „Er bot mir Blumen und als ich sie pflücken wollte, wurden Schmetterlinge daraus, die davonflogen; und als ich einen Schmetterling gefangen hatte, hielt ich eine Raupe in meiner Hand. Dein Bruder Pan ist ein Schelm.“

„Komm zu mir,“ sagte der Meerergott. „Was giebst du mir?“ „Ich gebe dir Meerluft und Sonnenschein und den weiten Blick.“

„Du bist so groß, — du ängstigt mich.“ Da nahm der Meerergott eine Schnecke in die Hand: „Und finde doch Raum in so einem kleinen Ding.“

„Aber du siehst so streng aus und deine Miene ist wie das Verhängnis.“

Da lachte der Meerergott und sein Lachen glitt wie Sonnenschein über das Meer; und er erhob seine Hand und die Tiefe öffnete sich und der kleine Mensch sah hinab in eine rote Korallenarchitektur, um welche lichtgrüne Gewächse kletterten und deren Wände von Mosaik und Perlen waren.

„Aber ich bin gebunden,“ rief er in Seelennot. „Löse mich, denn ich liebe ein Weib.“

Wieder lachte der Meerergott den kleinen Menschen an. „Kind,“ sagte er, „du sagst, mein Bruder Pan sei ein Schelm. Und doch bist du nicht hinter sein größtes Schelmstück gekommen.“

Und er tauchte seinen kleinen Finger ins Meer und ein Wirbel entstand im Wasser mit großen Tropfen wie grüne Perlen und mit Schaum, der einem silberweißen Schleier in der Sonne glich, und unter dem Schleier sah der kleine Mensch ein weibliches Antlitz, schöner, als er je eins gesehen. Und der Meerergott blies darauf und es schwand hin wie Rauch und löste sich auf in leeres Nichts.

Da erhob sich der kleine Mensch und das Feld glitt weg unter seinen Füßen und schwebte rückwärts und rollte sich auf unter dem Horizont, und er sah sich selbst wie einen kleinen dunkeln Punkt auf dem unendlichen Meere und unter dem unendlichen Himmel, und es war so still, als wäre alles Leben tot und die Sonne allein schiene im Weltraum.

Und der kleine Mensch legte sich an die Brust der großen Einsamkeit mit einem Gefühl unendlichen Vertrauens.

3.

Ich stand und sah die Welt an und bewunderte ihre Schönheit. Wie sie vor mir lag, glich sie einem kostbaren Goldschmuck auf einem blauen Sammetkissen. Plötzlich fiel ein Schatten über alle Dinge. Da mich dachte, es sei Mittagszeit, glaubte ich, eine Wolke sei vor die Sonne getreten; aber als ich um mich blickte, erkannte ich, daß es das Jahrhundert war, über das die Abenddämmerung fiel. Stille lag über allem, wie vor dem Gewitter, und ich hörte Stimmen, die vorher nicht zu hören gewesen im Lärm des Tages.

Zuerst erklang eine Stimme wie aus weiter Ferne, als käme sie vom andern Ende der Welt hinter dem Horizonte: „Weshalb sind die Menschen bekümmert?“

Da antwortete es von Osten, es antwortete von Westen, es sauste im Süden, es krachte im Norden: „Es sind Kinder, die sich vor der Nacht fürchten, in der das Gewitter losbricht.“

Und wieder klang eine Stimme, aber eine einzelne Stimme hinter mir, so nahe, daß ich mich umwandte: „Warum haben sie vergeblich froh zu sein?“

Ich wollte antworten, aber es antwortete von Osten, es antwortete von Westen, es sauste im Süden und donnerte im Norden: „Die Menschen haben keine Zeit froh zu sein.“

Als der Lärm sich gelegt hatte, hörte ich eine traurige Stimme ganz leise flüstern an meinem rechten Ohr: „Sag' du, weshalb die Menschen nicht mehr froh sind?“

Und meine Seele schwoll und war voller Thränen. „Deshalb,“ sagte ich, „weil wir zurückschrecken, wenn das

große Glück auf uns gelegt wird; weil wir ihm nicht ins Gesicht sehen können, ohne daß die Krallen der Angst uns in die Seele greift.“

(Schluß folgt.)

Zum Jubiläum einer chemischen Theorie.

Von
Dr. Robert Henriques.
(Schluß.)

Nicht umsonst habe ich es versucht, den geduldigen Leser in eine ganze Reihe chemischer Vorstellungen und Formeln einzuführen, bevor ich auf das kettenförmige Benzol- sechseck, dem im wesentlichen diese Arbeit gilt, näher einging. Nur an der Hand jener Anschauungen wird es möglich sein, ein wenn auch oberflächliches Verständnis derjenigen Begriffe zu vermitteln, die in diesem Schema ihren Ausdruck finden, zu erläutern, wie an der Hand dieses Formelbildes Licht und Klarheit in ein weites Gebiet gebracht, ja dem Chemiker die Möglichkeit gegeben wurde, neue Verbindungen mit eben derselben Sicherheit vorherzusagen und dann nach planmäßigen Suchen auch experimentell zu finden, wie solches in der Astronomie etwa bei der Entdeckung des Neptun der Fall war.

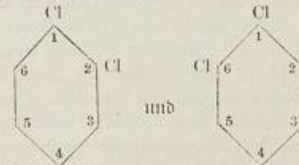
Um dies einzusehen, müssen wir etwas näher auf die Isomeren eingehen, die zu erwarten sind, wenn in das Benzol an Stelle von Wasserstoff andere einwertige Elemente oder auch einwertige Atomgruppen eintreten, wie wir solche unter den Bezeichnungen Hydroxyl-, Amido-, Carboxylgruppe u. s. w. jetzt kennen gelernt haben. Ich setze die Sechseckformel, vereinfacht durch Weglassung der zu dieser Betrachtung gleichgültigen doppelten Bindungen, nochmals her und bezeichne die einzelnen CH-Gruppen der Reihe nach mit den Zahlen 1—6



Wir sahen oben, wie für einen Körper C_6H_5Cl zwei verschiedene Isomere möglich waren, man sollte deshalb auf den ersten Blick glauben, daß wenn ins Benzol, C_6H_6 , ein Cl eintritt, um einen Körper C_6H_5Cl zu bilden, die Zahl der möglichen Isomeren eine noch weit größere sein müsse. Dem widerspricht aber die Erfahrung, es ist nur ein Chlorbenzol bekannt, und selbstverständlich trägt die Sechseckformel dem in erster Linie Rechnung. Ist doch die Gleichwertigkeit der sechs CH-Gruppen in demselben Vorbedingung; es muß also stets derselbe Körper gebildet werden, wohin auch das Chloratom treten mag. Was für Chlor gilt, gilt natürlich auch für alle anderen einwertigen Atome oder Gruppen. So ist nur ein Körper von der Formel C_6H_5-OH denkbar; es ist dies die allbekannte Karbolsäure.

Ganz anders aber wird die Sache, wenn nicht ein, sondern zwei Chloratome ins Benzol eintreten, wenn also ein Körper $C_6H_4Cl_2$ entsteht, der seiner Zusammensetzung gemäß Dichlorbenzol zu benennen ist. Mag das erste Cl sich etwa in 1. befinden, so sind, wie leicht einzusehen, drei Fälle möglich.

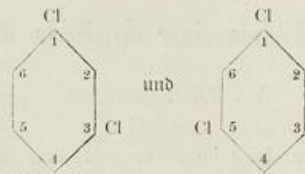
Erstens: das zweite Cl tritt in eine dem ersten benachbarte Stellung. Die so entstandene Verbindung*



muß ein und dieselbe sein.

* Natürlich sitzt jedes Cl an einem C Atom, während an den nicht besetzten Stellen die ursprünglichen CH Gruppen sich befinden.

Zweitens: das zweite Cl tritt derartig ein, daß zwischen ihm und dem ersten ein Platz unbeetzt bleibt. Auch eine solche Verbindung kann zweimal entstehen, nämlich durch Einnahme der beiden Plätze 3 und 5; die beiden Formelbilder



entsprechen demselben Körper.

Drittens endlich: die beiden Cl stehen einander gegenüber, es sind zwei Plätze zwischen ihnen frei. Ein solcher Fall kann nur einmal vorkommen, wenn das zweite Cl in 4. eintritt, also:



In der That existieren nun drei Dichlorbenzole, drei Körper, denen dieselbe Zusammensetzung zukommt und die doch vollkommen verschiedene Eigenschaften haben. Einer derselben ist ein fester Körper, zwei aber sind Flüssigkeiten, von denen die eine wiederum weit niedriger siedet als die andere. Was aber für die Dichlorbenzole gilt, das gilt für alle Bisubstitutionsprodukte des Benzols, d. h. für alle Körper, die aus dem Benzol dadurch entstehen, daß zwei Wasserstoffatome durch andere Atome oder Atomgruppen vertreten, „substituiert“ werden.

So gewinnen wir zu dem ersten Hauptsatz,

„daß das Benzol aus sechs vollkommen gleichwertigen CH-Gruppen sich zusammensetzt,“

den zweiten,

„daß von Bisubstitutionsprodukten stets drei und nur drei verschiedene Modifikationen existieren müssen.“

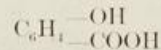
Man nennt solche Körper, in denen zwei Atome oder Atomgruppen in benachbarter Stellung sich befinden, Orthokörper, solche, bei denen sie durch einen Platz getrennt sind, Metakörper, und solche, bei denen zwei Stellen dazwischen liegen, Parakörper. Wir werden bald sehen, daß es sehr wohl möglich ist anzugeben, welcher dieser drei Klassen eine beliebige Verbindung zuzuzählen ist, mit anderen Worten also den Ort zu bestimmen, den in ihr die für Wasserstoff eingetretenen Atome einnehmen.

Vor fünfundsiebenzig Jahren waren nun allerdings von nur ganz wenigen Bisubstitutionsverbindungen alle drei Modifikationen bereits bekannt, und a priori wäre es wohl denkbar gewesen, daß ebenso noch mehr Modifikationen hätten existieren können, die nur bis dahin der Wahrnehmung entgangen wären. Nach zwei Seiten hin mußte sich deshalb das Bestreben der Chemiker richten. Einmal für alle denkbaren Fälle womöglich die drei durch die Theorie angedeuteten Verbindungen aufzujuchen, dann aber auch, die Berechtigung der Kekulé'schen Anschauungen dadurch kund zu thun, daß alle Anstrengungen, etwa ein viertes von den anderen verschiedenes Isomeres aufzufinden, scheiterten. So wurde denn für eine ganze Reihe von Jahren die Erforschung der Bisubstitutionsprodukte des Benzols die Parole der modernen Chemie, und keine Periode hat unsere Wissenschaft gekannt, da neue Ergebnisse und Fortschritte ihr reichlicher abgerungen wurden. Heute liegt diese Zeit abgeschlossen hinter uns mit dem durchschlagenden Sieg, den sie den Kekulé'schen Anschauungen brachte. Hin und wieder auftauchende Nachrichten von der Existenz einer diesen nicht entsprechenden Verbindung haben sich stets als Versuchfehler und Irrthümern beruhend erwiesen, und für die weitaus größte Anzahl der überhaupt denkbaren Bisubstitui-

tionsverbindungen sind uns heute alle drei Modifikationen bekannt. Hunderte von neuen Verbindungen, von Körpern, die oft nicht nur ein theoretisches Interesse hatten, sondern bald auch ein praktisches bekamen, sind hierbei neu entdeckt worden, wir haben in früher kaum geahnter Fülle Methoden kennen gelernt, mittels deren es gelang, dem Benzolkern neue Bestandteile zuzuführen oder bereits eingetretene Atome und Atomgruppen durch andere zu ersetzen. Gerade auf diesem letzteren wertvollen Wege aber wurde es vermieden, daß alle diese neuen Verbindungen als ungeordneter Wust dem Compendium der Wissenschaft zugeführt wurden; es gelang vielmehr, drei große Reihen von Körpern zu unterscheiden und abzuschließen, denen es einzig noch erübrigte, die richtige Bezeichnung als Ortho-, Meta- und Paraderivate auszuwählen.

Aber auch der erste der beiden oben mitgetheilten Hauptsätze wurde selbstverständlich nicht ohne weiteres als Glaubensaxiom hingenommen. Gerade die Gegner der Kekulé'schen Hypothese ließen es an Anstrengungen nicht fehlen, um durch Auffinden eines zweiten Monosubstitutionsproduktes des Benzols das ganze künstliche Gebäude zu stürzen. Trotzdem sich aber unter diesen Gegnern so ausgezeichnete Gelehrte befanden, wie der vor wenigen Jahren verstorbene Kolbe, der sich bis an sein Lebensende mit der neuen Anschauung nicht zu befreunden wußte — auch nicht eine Thatfache wurde aufgefunden, die der Benzoltheorie widersprochen hätte, nicht eine Verbindung wurde dargestellt, die sich ihr nicht hätte unterordnen lassen. Aber man begnügte sich nicht mit diesem indirekten Beweis der Gleichwertigkeit der sechs Wasserstoffatome, auch die direkte Beweisführung wurde versucht und streng wissenschaftlich durchgeführt. Es würde zu sehr in Details führen, wollte ich derselben hier bis in ihre letzten Konsequenzen nachgehen; um aber doch die Art und Weise einer solchen auf den ersten Blick unfaßbar scheinenden Untersuchungsmethode zu erläutern, mag hier der Weg angedeutet werden, auf dem sich die Gleichwertigkeit von vier von den sechs Wasserstoffatomen beweisen läßt.

Wir lernten oben, daß durch Eintritt der Hydroxylgruppe in das Benzol die Karbolsäure entsteht von der Formel C_6H_5-OH . Diese Hydroxylgruppe läßt sich nun durch die Carboxylgruppe eintauschen, und man erhält so die Benzoesäure C_6H_5-COOH . Andererseits kennen wir drei verschiedene Säuren, die sowohl die Carboxyl- als die Hydroxylgruppe enthalten. Diese sind also Bisubstitutionsprodukte des Benzols von der Formel



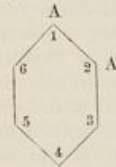
und werden Dxybenzoesäuren genannt. Sie entstehen alle drei aus der gewöhnlichen Benzoesäure. Vertritt deshalb in dieser die Carboxylgruppe ein beliebiges Wasserstoffatom a, so müssen die Hydroxylgruppen jener beliebige andere Wasserstoffatome b, c, d ersetzen. In der Karbolsäure aber befindet sich naturgemäß die Hydroxylgruppe an derselben Stelle a, wie die Carboxylgruppe der aus ihr gebildeten Benzoesäure. Nun gelingt es, aus den drei Dxybenzoesäuren die Carboxylgruppe zu entfernen und wieder gegen Wasserstoff einzutauschen. Man bekommt also Verbindungen von der Formel C_6H_5-OH , wo jetzt die Hydroxylgruppe sich in b, c und d befindet. In der That aber entsteht so aus allen drei Dxybenzoesäuren dieselbe Karbolsäure mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften. Es müssen also die vier Wasserstoffatome a, b, c, d vollkommen gleichwertig sein. In ähnlicher Weise gelingt der Beweis für das fünfte und sechste Wasserstoffatom.

Nun ist mit der Herstellung von Bisubstitutionsprodukten die Arbeit des Chemikers auf diesem Gebiet natürlich noch bei weitem nicht abgeschlossen, ebenso wie zwei muß es auch gelingen drei, vier, fünf, ja alle sechs Wasserstoffe des Benzols durch beliebige Elemente zu ersetzen. Je mehr derselben aber eintreten, desto größer muß, wie leicht einzusehen, die Zahl der möglichen Isomerenfälle werden. Sind bei drei gleichen Substituenten ebenfalls nur drei Modifikationen möglich, so

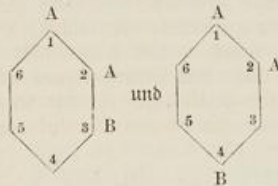
steigt diese Zahl, wenn alle drei verschieden sind, schon auf zehn, und bei Eintritt von sechs verschiedenen Elementen ins Benzol sind gar sechzig verschiedene Verbindungen denkbar. Nun sind freilich die so vorauszu sehenden Körper bei weitem nicht alle hergestellt, es liegt nicht einmal das Bedürfnis vor, diese Lücke ohne weiteres auszufüllen, es genügt vollkommen — und dies ist der Fall —, daß kein einziger Körper gewonnen wurde, dessen mögliche Existenz nicht die Kekulé'sche Theorie vorausgesagt hätte, kein einziger, der nicht mit Leichtigkeit sich dem Systeme hätte unterordnen lassen.

Mit der Erkenntnis aber, daß stets drei Substitutionsprodukte des Benzols existieren müssen, und mit der Möglichkeit, drei zusammengehörige Reihen solcher Verbindungen, die Ortho-, Meta- und Parareihe, herzustellen, war nur der erste Schritt gethan, es mußte sich sofort die Frage aufwerfen, ob es nicht auch möglich sei anzugeben, in welcher Reihe die Substituenten benachbart, in welcher am entferntesten wären, welche endlich als Metareihe zu betrachten sei. Auch diese Frage der Ortsbestimmung hat ihre endgültige Lösung gefunden, und zwar durch mehr als eine Art der Beweisführung. Auch hier haben verschiedene vollkommen unansehbare Ketten von Schlüssen und Experimenten in überraschend übereinstimmender Weise für alle drei Reihen die relative Stellung der Substituenten bestimmen lassen. Unter den so geführten wähle ich den übersichtlichsten Fall der Beweisführung.

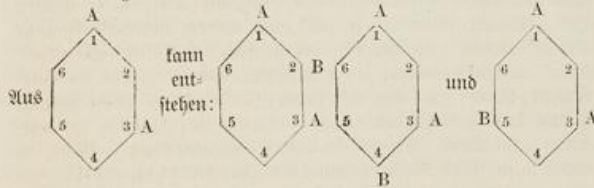
Tritt in ein Orthoderivat mit gleichen Substituenten A, dessen Schema also zu schreiben wäre



ein dritter, von diesen verschiedener Substituent B, so können nur zwei verschiedene Triderivate entstehen, nämlich

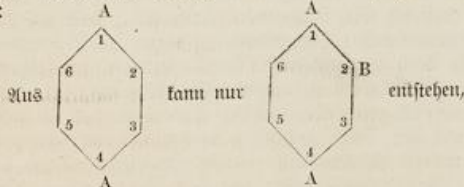


Demn träte B in 5 ein, so entstünde die gleiche Verbindung wie im zweiten, träte es in 6 ein, wie im ersten Fall. Ein Metakörper kann dagegen drei verschiedene derartige Triderivate geben:



während sich der zweite dieser Fälle wiederholen würde, wenn B in 6 einträte.

Ein Parakörper endlich kann nur ein solches Triderivat bilden:



den die Wasserstoffatome 2, 3, 5, 6 liegen zu 1 und 4 vollkommen symmetrisch. Gelingt es also aus einem derartigen

Biderivat drei verschiedene Triderivate zu erhalten, so gehört der Ausgangskörper sicher der Metareihe an, giebt ein Homeres desselben zwei Triderivate, so ist es als Orthokörper anzusprechen, und für das dritte Homere, das nur ein Triderivat geben kann, bleibt noch die Parastellung. Durch derartige Überlegungen gelang es Körner, die Konstitution der drei Vibrombenzole klarzulegen, von denen eins auch in starker Kälte flüssig bleibt, das zweite bei fast derselben Temperatur wie das Wasser erstarrt, das dritte aber ein fester Körper ist, der erst bei 89° schmilzt, und auf ganz ähnliche Weise kam man dazu, in den drei Phthalsäuren, Körpern, die durch Eintritt zweier Carboxylgruppen ins Benzol entstehen, die relative Stellung dieser Gruppen zu ermitteln. Hiermit aber war die Lösung auch für ziemlich alle übrigen Biderivate gegeben, da die Sondernung derselben in drei zu einander gehörigen Reihen, wie bereits erwähnt, schon vorher gelungen war.

Und nun, nachdem wir so in raschem Fluge Himmel, Erde und Hölle der neueren chemischen Theorie durchwandert haben, wollen wir uns ein wenig auf uns selbst besinnen und auf die Grundbegriffe, die uns in logischer Schlussfolgerung bis auf die Kekulé'sche Theorie geführt haben. Jedem, der das Benzolsechseck zum erstenmal kennen lernt, mag es dabei gleich gehen. Seine Vorstellung körperlicher Atome sträubt sich dagegen, die atomistische Zusammensetzung einer Substanz, deren kleinste Teile doch jedenfalls eine räumliche Existenz haben, durch eine Figur auf dem Papier, also in der Ebene erklären zu wollen. Nur widerwillig leibt er einer solchen Theorie sein Ohr. Aber dennoch gerät er von Schlussfolgerung zu Schlussfolgerung mehr in den Bann des anfänglich einer Spielerei gleichenden Schemas. Er kann sich der Logik der vorgeführten Beweisgründe, der Übereinstimmung der theoretischen Forderungen mit dem experimentell Gefundenen nicht verschließen, und wenn er schließlich auf die praktischen Resultate blickt, die die neue Anschauung gezeitigt, so giebt er sich ihr schier widerwillig gefangen und operiert, sofern er ein Fachmann ist, mit dem Benzolsechseck auf dem Papier herum, wie eben ein jeder moderner Chemiker. Aber diese Anschauung ist vielleicht doch noch nicht ganz die richtige. Gewiß, die Atome, die das Benzol bilden, sind räumlich zu denken, und im Raum spielen sich ihre Wechselbeziehungen, denen eben das Molekül seinen Aufbau verdankt, ab, und deshalb wird das Benzolschema nie ein getreues Bild des Benzolmoleküls vorstellen können. Das soll es aber auch gar nicht, das soll es auch nach der Ansicht seines Vaters Kekulé nicht. Dieser begiebt sich ausdrücklich jeder Spekulation über das wahre Wesen einer so komplizierten Substanz, da wir noch nicht einmal das der einfachsten Körper in ihrer Wesenheit durchschauen; er will mit seinem Formelbilde lediglich in einfacher Weise die Verhältnisse veranschaulichen, die nachgewiesenermaßen innerhalb dieses Kernes aller aromatischen Verbindungen sich abspielen. Mögen sich unsere Kenntnisse in Zukunft denn erweitern, wie sie wollen, mögen unsere Grundanschauungen über atomistische Zusammensetzung, über die Art der Wechselwirkungen zwischen den kleinsten Teilchen noch so große Änderungen erleiden, der wahre Inhalt der Kekulé'schen Ansichten wird in seinem Wert dadurch nicht beeinträchtigt, denn diese stützen sich eben auf bewiesene und nicht zu widerlegende Thatsachen, und nur die Form, in die er seine Ansichten kleidete, mag sich ändern und erweitern.

Fünfundzwanzig Jahre lebt die Kekulé'sche Theorie, und noch hat man ihr wenig zu geben und zu nehmen gewußt, gewiß ein Beweis für ihre Vortrefflichkeit. Unsere Erfahrungen aber sind gerade auf dem Gebiet der organischen Chemie immer weitere geworden, und drängen nachgerade zu einem umfassenderen Ausbau unserer Theorie. Schon erhebt eine junge Anschauung das Haupt und schickt sich an, als Stereochemie sich ihr Gebiet zu erobern. Ihrem Wesen nach beschäftigt sie sich mit der Lagerung und Wirkung der Atome im Raume, und so mag sie denn über kurz oder lang auch unsere Ansichten über das Benzolmolekül wesentlich beeinflussen. Dann wird Kekulé's

Hypothese in ihrer jetzigen Form fallen, — das ist eben das Los jeder Hypothese, — was sie uns aber an Förderung gebracht, was sie in ihrem Kern an feststehenden Wahrheiten verkündet, das wird uns bleiben als unveräußerliches Geschenk ihres genialen Urhebers.

Ein „eleganter“ Realist.

von

Franz Servaes.

Wenn wir uns fragen, warum es dem modernen Realismus noch immer nicht gelungen ist, sich ein größeres Publikum fest zu gewinnen, so könnte man darauf wohl die Antwort geben: Weil er sich noch nicht salonfähig zu machen wußte! Wer unser braves deutsches Publikum kennt, der weiß, daß es im Grunde eine gehörige Portion von Realismus und selbst von Frivolität vertragen kann, daß es aber nicht gerne hat, wenn man die Dinge beim richtigen Namen nennt. Über Dumas und Sardou entriestet man sich nicht, auch wenn sie das Schlüpfrigste bieten; ihr blendender Witz und ihr Mangel an Ernst lassen über das Heiße ihrer Stoffwahl hinwegsehen. Dagegen über Ibsen, Zola und Tolstoi entriestet man sich; denn diese halten es nicht für notwendig, die sozialen Schäden, die sie aufdecken, mit einem galanten Schleier gefällig zu umkleiden. Die deutschen Nachahrer der großen ausländischen Naturalisten haben es bisher darin verfehlt, daß sie ihre Sache mit viel zu großem und fühlbarem Ernst anpackten. Stets schleppen sie den schwerfälligen Schweif ihrer Überzeugung hinter sich her. Sie hätten es doch wissen müssen, daß damit bei der Menge nichts zu machen ist. Dieses hat ein junger Schriftsteller Heinz Tovote mit fundigem Blicke erkannt und sich daher bemüht, in seinem Romane „Im Liebesrausch“* die schwarze Suppe des Realismus in silberner Schale zu kredenzen.

Heinz Tovote ist zweifellos ein Talent; aber die Art, wie er sein Erstlingswerk einführt, hat nach meinem Geschmack etwas gar zu Diplomatisches an sich. Statt sein Werk ruhig für sich sprechen zu lassen, hat er ihm außer einem auf die modernsten Litteraturverhältnisse geschickt zugespitzten, ruhmredigen Prospekt, der mehr nach Autoren- als nach Verlegerweisheit duftet, ein Vorwort aus einem Aufsatz von Brunetière und ein Geleitwort aus einer alten Vorrede von Edmond de Goncourt mit auf den Weg gegeben. Brunetière soll die Wahl des Stoffes, Goncourt die Art der Behandlung verteidigen, und man könnte wohl zugestehen, daß die beiden Advokaten wacker ihre Sache führen, wenn es nicht etwas Befremdliches hätte, einen jungen Dichter inmitten zweier Advokaten herankommen zu sehen. Und nun gar zwei Franzosen! Doch ist dies von typischer Bedeutung. Denn Tovote ist hauptsächlich bei unsern westlichen Nachbarn in die Schule gegangen, und der Prospekt verrät, daß insonderheit Daudet und Maupassant (neben dem Norweger Kjelland) seine Muster sind, „denen der Verfasser sich würdig zur Seite stellt.“

Nachdem somit der Leser im voraus, aufs ausgiebigste darüber unterrichtet worden ist, was er von dem vorliegenden Romane zu halten hat, giebt er sich an die Lektüre. Was findet er?

Die Geschichte eines nicht bloß an Standesungleichheit krankenden Liebespaares, die unter steten Ansätzen zu tragischer Lösung nach einem langen Hin und Her der Entwicklung durch den Kindbetttod des Weibes beendet wird. Der Hauptinhalt, den Titel vollauf rechtfertigend, Liebesrausch und immer wieder Liebesrausch! Die Personen, ein siebenunddreißigjähriger, schöner und reicher Aristokrat, ehemals Kavallerieoffizier, jetzt Nationalökonom und Reichstagskandidat, natürlicherweise Volksbeglückter, und eine zwanzigjährige bildschöne Kokotte, die nach

mancherlei Irrfahrten ihr Herz an eben jenen Aristokraten hängt. Die Geschichte beginnt im Januar 1889 bei Gelegenheit einer Mikadovorstellung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater und dauert etwas über drei Jahre, wird also im Frühling 1892 genau so zu Ende gehen, wie sie hier erzählt ist. Etwas Zukunftsmusik ist also auch dabei. Da am Schluß des Romans der Held in den Reichstag gewählt wird, so wird es die Pflicht der Regierung sein, den jebem neugewählten Reichstag, der fünfjährigen Legislaturperiode zum Trotz, nach zwei Jahren wieder aufzulösen und Neuwahlen zu veranstalten.

Es ist das Zeichen eines nicht gewöhnlichen Talents, daß Tovote diese und manche andere Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten seines Romans durch temperamentvolle Darstellung während der Lektüre meist vergessen macht. An sich könnte man fast jedes Faktum, vor allem aber die Charaktere befechteln; indes ist jede Einzelheit so gegenwärtig gemacht, daß man den Mangel an logischer Verbindung gewöhnlich erst hinterher empfindet. Wir haben also an Tovote ein „gefährliches“ Talent gewonnen, dem die Kritik immer aufs neue Strenge gegen sich selbst wird anzupfehlen haben.

Das Gefährlichste an Tovotes Begabung ist die Neigung zur Schönfärberei. Denn nur mittels dieser hat sich der von ihm angestrebte „Realismus der Eleganz,“ wie sich der Prospekt so schön ausdrückt, erreichen lassen. Seine Lucie, die Kokotte, ist eines der widerspruchsvollsten Geschöpfe, die je ein Dichtergehirn ausgeheckt hat. Als sie mit Herbert von Düren zusammentrifft, hat sie eine Vergangenheit hinter sich, bei deren Erzählung manchen Biedermann eine Gänsehaut überlaufen könnte. Sie tritt denn auch mit dem ausgefuchtesten Raffinement auf und weiß sich ihren Herbert künftgerecht zu angeln. Nachdem sie ihn zu einer Ansprache veranlaßt hat, läßt sie ihn zu sich in die Theaterloge treten, nimmt dann seinen Wagen an, läßt sich, natürlich unter fortwährendem Sträuben, in ein Weinrestaurant fahren, genießt dort Krebssuppe und Kaporn mit Schoten, beteiligt sich an zwei Flaschen Burgunderwein, raucht Cigaretten, erschwandelt sich ein Duzend Anstern nebst einer Heidsieck Monopol und weiß schließlich durch ein Gemisch von Sentimentalität, Färllichkeit, Betrunkenheit und Sinnlichkeit den immer verliebter werdenden und gleichfalls nicht mehr ganz nüchternen Herbert demmaßen zu berücken, daß er sie, die wie ein zugeklapptes Taschenmesser in seine Arme fällt, mit nach Hause nimmt und eine Liebesnacht mit ihr verbringt. Nun wage aber niemand zu sagen, daß das die landläufigen Dinnenkünste seien! Im Gegenteil, bei Lucie ist alles Kindlichkeit und Naivetät. „Sie war,“ heißt es gelegentlich, „ein Naturkind bei aller scheinbaren Raffiniertheit ihres Wesens.“ Diese Verlogenheit haftet der Figur von Anfang bis zu Ende an. Sie begeht eine schmähliche Untreue, fühlt dann ein bißchen Reue und legt eine halbe Beichte ab, und alles ist wieder gut. Sie ist in ihren Augen „ein armes Menschenkind, das unschuldig und unbewußt (!) die größte Schuld auf sich geladen hat,“ und als Herbert sie daraufhin „das beste, das herrlichste Wesen unter der Sonne“ nennt, meint sie mit wirklich unbezahlbarer Harmlosigkeit: er denke nur so, weil er sie kenne! Durch Zweierlei aber wird Lucie vollkommen salonfähig gemacht. Erstens ist sie das vollendetste Modepüppchen, das je in einem Roman aufgetreten ist und durch und durch ver-zuckert, wie die Clauvrensche Mimili. Sodann ist alle Welt in sie verliebt, und zwar nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen. Herberts alte Mutter ist geradezu närrisch auf sie, so daß sie, die Dame von altem Adel, das internationale Demimondedämchen wochenlang auf ihrem Eßsitz duldet, ohne ernstlich nach Vergangenheit und Herkunft zu fragen. Sie giebt sogar die Einwilligung zur Eheschließung, zieht sich dann freilich zurück, wird aber auf dem Todesbette von solcher Sehnsucht nach der Schwiegertochter übermannt, daß diese telegraphisch berufen werden muß. — Wann wird uns ein deutscher Augier eine „Arme Löwin“ schreiben, um uns von dieser Kameliendame zu befreien?

Ähnlich widerspruchsvoll ist Herbert. Ein Mann von

* Zwei Bände, Berlin 1890, Verlag von Ad. Joberbier.

siebenunddreißig Jahren, mit ersten Zielen und von erster Gesinnung, „eine kraftvolle Persönlichkeit,“ wie der Verfasser versichert, wird sich nun und nimmer von einer albernen und ausschließlich sinnlichen Leidenschaft derart beherrschen lassen und am allerwenigsten eine Kostotte geradezu gegen deren Willen zu seiner Frau machen. Als Jugendthorheit ließe sich so etwas allenfalls begreifen, und alsdann würde auch die verzehrende sinnliche Glut, die stets auf der Lauer liegende Lusternheit und sich selbstthätig steigende Geilheit, womit dieser Herbert ausgestattet ist, wo nicht entschuldbar, so doch weniger abstoßend sein. Im übrigen aber muß anerkannt werden, daß gerade in der packenden Ausmalung rasender Liebeschwelgerei Tovote über einen Farbenreichtum verfügt, der in der deutschen Litteratur etwas Ungewohntes ist. Wie allmählich die Begierde in zwei Herzen großwächst, wie sie befriedigt wird und wieder sinkt, wie sie dann aufs neue auftaucht und sich gewaltig steigert, wie sie aus äußeren und inneren Gründen hintangehalten wird, dann aber plötzlich, alle Dämme sprengend, durchbricht und ihr Recht verlangt, wie sie schließlich auch das Seelenleben der beiden Menschen ganz beherrscht und gleichsam umgestaltet, das alles ist mit ursprünglicher Kraft und Wahrheit geschildert, obwohl es einem halbwegs kaltblütigen Leser leicht zu viel werden kann.

Weder in der Komposition des Romans, noch in der Durchführung der Charaktere hat demnach Tovote eine besondere Stärke bewiesen. Dagegen ist er nahezu Meister in der Situationsmalerei. Die vielfach eingestreuten kleinen Bildchen aus dem Berliner Leben, die Schilderungen von Helgoland und des mecklenburgischen Ritterguts Sassenhagen zeigen die in den erotischen Szenen oft zu ausschweifende Sensibilität des Verfassers von der besten Seite. Da ist auch das Kleinste deutlich gehört, aufmerksam erspäht und, man möchte sagen, am eigenen Leibe durchgeföhlt! Eine mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegte Specialität bilden die Schilderungen der Witterung und ihres Einflusses auf das Nervensystem und hierdurch auf die Entschliefungen der Menschen. Die Zolajische Schule, obwohl sie der Verfasser wie die meisten Jüngerer nicht wird anerkennen wollen, ist hier unverkennbar. Das originale Talent des Dichters aber scheint weniger auf dem Gebiet des Romans als auf dem der Novellette zu liegen.

Moser, Hopfen und Euripides.

von
F. M.

Die Überschrift „Moser, Hopfen und Euripides“ ist nicht etwa der schüden Wig eines Recensenten, sondern nur der abgekürzte Theaterzettel, wie ihn nach dem weltumfassenden Geschmack des Herrn Barnay in der vorigen Woche das „Berliner Theater“ drucken ließ. Den Zuhörern wurde allen Ernstes zugemutet, in der Frist von kaum drei Stunden drei so grundverschiedene Eindrücke aufzunehmen; und das Publikum schluckte das ungeschickt zusammengestellte Menü wirklich geduldig herunter.

Wir können den Abend nicht zu den verlorenen rechnen, weil er uns mit dem Hopfenschen „Hexenfang“ bekannt machte. Ein „phantastisches Lustspiel“ nennt der Dichter sein kleines, allerliebste Werk. Warum aber es erst phantastisch nennen? Unter dem Titel „Lustspiel“ sollte es über alle Bühnen gehen und die Phantastik darin würde den Zuschauern vielleicht eine Ahnung darüber aufgehen lassen, daß es noch eine höhere Lustigkeit giebt als diejenige, die uns alltäglich in dem Brei unserer beliebten Possenlustspiele geboten wird. Hans Hopfen hat da wieder einmal aus seiner reichen, freilich dichterisch nicht immer zuverlässigen Persönlichkeit heraus einen köstlichen Einfall mit seiner starken Sprachkraft und plastischen Phantasie ausgeführt. Ein Zauberer (der von Faust freilich nur das Kostüm und den

Knüttelvers, aber keinen leiseften Zug von Titanenhaftigkeit geliehen hat) hat im Rauchfang einen Hexenfang eingerichtet und fährt mit seiner Beute, einer jungen Blonden und einer erfahrenen Schwarzen, richtig auf den Blocksberg zur Walpurgisnacht. Nachdem seine Keugier und seine Sinne aber befriedigt sind, und der Katzenjammer sich eingestellt hat, verwandelt sich die verführerischen Hexen in ekle alte Weiber und der Meister muß froh sein, daß ein gutes deutsches Gretchen seine wadere Hausfrau wird. Er hat sich die Hörner abgelaufen und wird — bis zur nächsten Walpurgisnacht — ein guter Hausvater sein. Der Katzenjammer als sittliches Prinzip ist eine etwas profaische Weltanschauung; und profaisch sind auch die witzigen Anspielungen auf die Gegenwart. Trotzdem ist „Hexenfang“ das kleine Werk eines ganzen Dichters und wird mit seinen kunststichen Versen und seinen göttlichen Rechten manche „moderne“ Schöpfung Hopfens überleben. Denn es steckt in dem Dinge etwas, das ewige Jugend hat: Poesie. Ewiges Alter ist dagegen das Zeichen, unter welchem Mosers „Kaudels Gärtnereipredigten“ einem andern Teile des Publikums gefallen.

Wohin gehört dann aber der ehrwürdige Euripides, von dessen „Phönizierinnen“ das Schillerische Bruchstück den denkwürdigen Abend eröffnete und alle ehrlichen Zuhörer in einer ganz unerhörten Weise langweilte. Die gebildeten Herrschaften weckten sich zum Schluß durch kräftiges Händeklatschen wieder auf, aber nur die allergebildetsten unter ihnen gestanden einander die wahrhaft höllische Langeweile, deren Opfer sie geworden waren. Alle waren froh darüber, daß Schiller nur so wenige Szenen übersetzt hatte; wäre das noch eine Stunde so fortgegangen, man hätte den andächtigen Bildungsstolz zum Applause erst mühsam aufrütteln müssen.

Ich aber will nicht leugnen, daß die traurige Gelegenheit mir erwünscht kommt, um meine unmaßgebliche keizerliche Meinung über Euripides und solche Wiederbelebungsversuche zu äußern. Wie oft tritt an den Kritiker von seiten vertrauensvoller Leser die mündliche Frage heran: Müssen wir das und das gelesen haben? Müssen wir den und den bewundern? Und wie oft habe ich schon das Aufseuzen der Erleichterung vernommen, wenn ich meine Ansicht bekannte: den und den müssen Sie nicht gelesen haben, müssen Sie nicht bewundern!

Von der Schulbank her sind wir gewohnt, Aeschylus, Sophokles und Euripides als die drei großen Tragiker in einem Atem zu nennen. Das „Berliner Theater“ hat nun binnen kurzem Proben dieser drei Dichter vorgeführt und die Wirkung, welche sie ausübten, entsprach zufälliger und glücklicherweise der Bedeutung, welche die drei Unsterblichkeiten für unsere Gegenwart haben können. Aeschylus, ein ehrfurchtgebietender Geist, zu dessen Sprache uns nur leider das Wörterbuch verloren gegangen ist; Sophokles, ein wahrhaft Unsterblicher, dessen Verständnis allerdings leichter geheuchelt werden kann, als der Brustton seiner Verehrer vermuten lassen sollte. Und Euripides?

Euripides war ein Modedichter, der sich niemals neben die großen Dichter Griechenlands stellen durfte; nüchterne Prosa, bald mit Schwulst, bald mit Wig, zu theatralischen Erfolgen aufgebaut, eine sichere Beherrschung der Bühnentechnik, eine reiche Anwendung sogenannter schöner Stellen, welche damals wie heute Galerie und Loge zum Beifall hinreißt, eine rationalistische Verbesserung der schönen griechischen Volksfage, Spekulatation auf den Geschmack der Menge, das war Euripides. So konnte er noch den französischen Klassikern des 17. Jahrhunderts ein nachahmenswertes Muster sein, uns ist er weniger als Hekuba. Schon bei seinen Lebzeiten haben sich die echten Griechen, die Verehrer von Sophokles, über Euripides lustig gemacht und später haben sogar Philologen an ihm Fehler entdeckt. Selbst gelehrte Herausgeber des Euripides konnten ihre Abneigung gegen ihren Autor nicht verbergen. Wir, die wir nicht so gelehrt sind, dürfen um so freier von der Leber weg sprechen. Es bildet einen alten Ruhmestitel für Euripides, daß er der Lieblingsdichter des Sokrates war. Ja du lieber Himmel, Sokrates war ein geistiger Reformator und

ein Charaktergenie ersten Ranges; aber von der Poesie scheint er herzlich wenig verstanden zu haben, wie denn auch Schopenhauer ein Verehrer Ifflands gewesen ist.

Angenommen aber auch, Euripides wäre einer mehr als zwei Jahrtausend währenden Unsterblichkeit wert, so sind seine „Phönizierinnen“ doch ohne Zweifel ein minderwertiges Stück. Aeschylus und Sophokles haben die grausamen Schicksale des Hauses Oidipus, der erste dieselbe Handlung, der zweite die Vor- und Nachgeschichte doch ganz anders behandelt. Die ganze aufdringliche Manier des Euripides ist gerade in diesem Stücke unerträglich. Der alberne Prolog war, auch vom Standpunkt seiner Zeit betrachtet, ein Rückschritt und erinnert uns, ich gestehe wenigstens die furchtbare Blasphemie ein, an die Einführung von Pyramus und Thisbe im „Sommernachtsstraum.“ Im Folgenden atmet die erste Scene der Antigone, welche sich als Schlachtenbummlerin über die Ordre de bataille informieren läßt, jene unergründliche Längeweile, welche im Schiffskatalog des angeblichen Homer zum erstenmal in die Literaturgeschichte eingeführt worden ist, um dann nur in seltenen Momenten wieder zu ihrer ganzen Höhe anzuwachen. Auch die schönen Stellen, welche ja nicht fehlen, gehören nicht zu den Meisterstücken des Dichters. Und so wenig Mojer in seinem erfolgreichsten Possenlustspiel deshalb ein realistisch Dichter ist, weil er seine burlesken Wirkungen an Gießkannen und andere reale Bühnenrequisiten anknüpft, so wenig ist Euripides ein realistischer Dichter, wenn er in Neben- sachen (bei der Schilderung des Zweikampfes z. B.) die Wirklichkeit wiedergibt, wie etwa ein moderner Franzose die Unwahrheit seiner Charaktere durch strenges Festhalten der gültigen Duellformen zu verbergen sucht.

Wenn aber auch die „Phönizierinnen“ der Wiederbelebung wert wären, so bleibt es doch eine ganz drollige Geschmacklosigkeit, von einem Drama, welches mit Haut und Haar bis auf unsere Zeit gekommen ist, bloß den langweiligen ersten Akt aufzuführen, bloß darum, weil Schiller in einer verliebten Stimmung in usum der Schwestern von Rudolstadt gerade diese Scenen zu übersetzen den Einfall hatte, und zwar herzlich schlecht zu übersetzen, wie die Gerechtigkeit zu sagen zwingt. Das ist keine Übersetzung aus dem Griechischen, sondern eine aus dem Französischen; Jofaste müßte ihren Prolog im Keitrock sprechen, damit er zur verdienten unfreiwillig komischen Wirkung käme.

Ich habe meine Seele befreit und hoffe nur, daß diese Zeilen keinem Gymnasiasten in die Hand kommen werden. Denn es wäre entsetzlich, wenn ich in seinem humanistischen Busen Zweifel an der Unsterblichkeit des Euripides geweckt hätte.

Kleine Kritik.

Nach den auswärtigen Berichten und nach dem Namen des deutschen Mitarbeiters der „Hochzeit von Valeni“ (von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner) konnten wir uns auf ein zwar unklüsterliches, aber theatralisch sehr wirksames Schauspiel und überdies auf eine sehr lehrreiche Darstellung nationaler Sitten gefaßt machen. Leider sind nicht einmal diese bescheidenen Erwartungen erfüllt worden. Trotzdem die vier Akte uns außer in die Häuser eines bankrotten und eines reichen rumänischen Bojaren noch zu einer Hochzeit und zu einer Gerichtsverhandlung führen, hört man in dem ganzen langen Stücke auch nicht ein Wort, welches nicht ebenso gut in einem Vorstadtdrama von Paris oder Berlin hätte gesprochen werden können; wohl gemerkt: in einem Drama und zwar in dem eines Schablonendichters, denn in der lebendigen Sprache wird so weder in Paris, noch in Berlin, noch in den Donauländern, noch in Inner-Afrika gesprochen. Das Stück wurde vor kurzem im „Leistungstheater“ aufgeführt, und die prächtige Ausstattung, welche die Räume und die Menschen so charakteristisch wie möglich gestaltete, ließ die Farblosigkeit der Dichtkunst nur schreckhafter erscheinen. Noch tiefer als die dichterische Sprache, welche doch wenigstens hier und da poetische Anklänge an die veraltete französische Romantik der zwanziger Jahre bringt, steht die Charakteristik der handelnden Personen. Das sind lauter Hel-

den aus lyrischen Gedichten; Lenau und Mérimée konnten uns durch den Zauber ihrer eigenen Persönlichkeit und durch den größeren Zauber ihres Wortes an die poetische Wahrheit dieser abenteuerlichen Welt glauben machen, und vielleicht steckt auch in dem Romane Brociners, aus welchem das Stück herausgeschnitten ist, etwas dichterische Realität; so wie das Stück uns aber vorliegt, bietet es in seinem sonst so dankbaren Gemisch von Civilisation und Barbarei auch nicht eine wichtige Gestalt, welche nicht schon vor fünfzig Jahren in der poetischen Welt gelebt hätte, und welche nicht schon seit dreißig Jahren in die Sensationsstücke der schlechtesten Bühnen verbannt wäre. Und die Nebenfiguren wiederum sind ganz achtlos aus den Pariser Dramen von Sardou, allerdings mit Zurücklassung jedes geistreichen Einfalls herausgenommen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Handlung. Die beiden letzten Akte bringen für den rohesten Geschmack aufregende Scenen genug, welche vielleicht vor jedem Sonntagspublikum das Glück des Stückes machen könnten; sind aber schon diese Auftritte nur ganz äußerliche Nachahmungen der bewährten Pariser Technik, so muß die Komposition des Ganzen schonungslos verurteilt werden. Ich kenne den zu Grunde liegenden Roman nicht; trotzdem sehe ich schlotternde Romansezen überall von den Gliedern dieser verächtlichen Tragödie herunterhängen. Die Haupthandlung konnte wohl zur Dramatisierung reizen: Die schöne Tochter eines Zigeuners wird die Braut des reichen Bojaren; in der Hochzeitsnacht will sie sich melodramatisch vergiften, aber durch einen unglücklichen Zufall trinkt der nichtswürdige Bojar das Gift aus, was als einzige erfreuliche Thatsache im Drama hervorgehoben zu werden verdient; die Gattin-Braut wird für die Mörderin gehalten, von einem wahnsinnig verliebten Staatsanwalt (eine vorzügliche schauspielerische Leistung des Herrn Klein) zur Strafe für ihre Keuschheit angeklagt, von einem feischen und anderweitig verlobten Rechtsanwalt verteidigt und unmittelbar vor dem Urteilspruch von ausländischen Bauern erschossen. Für die dramatische Technik ist wohl Ludwig Ganghofer allein verantwortlich zu machen; wie bequem es sich dieser Schriftsteller im Dienste von Modearbeiten gemacht hat, sieht man hier allein aus dem ersten Akte, der wohl das Muster einer schlechten Exposition genannt zu werden verdient. Eine einzige Scene zu Beginn des zweiten Aktes hätte ihn ersetzen können. Auch dieses Stück hat freilich in Berlin sowohl wie in Wien und anderswo seine Freunde gefunden und unter diesen sind einige so begeistert, die Heldin für ein Symbol des interessanten rumänischen Staates zu nehmen. Ernstlich dürfte diese Ansicht kaum begründet werden; es wäre aber vielleicht ein sehr fruchtbarer parodistischer Gedanke, das angeblich Symbolische der Gestalt für das Schicksal Rumäniens im einzelnen auszubedeutet. fm.

Gerhard Hauptmanns Drama „Vor Sonnenaufgang“ hat vor wenigen Monaten teils durch die Energie, mit welcher der junge Dichter die Tendenzen der neuen Richtung verfolgte, teils durch die Neben- umstände, welche die Aufführung begleiteten, so viel von sich reden gemacht, daß es gestattet sein muß, das zweite Werk öffentlich zu beurteilen, trotzdem es bis jetzt nicht in Buchform, sondern nur in Blättern einer Zeitschrift vorliegt. Dieses neue Drama wurde von Literaturfreunden mit um so größerem Anteil erwartet, als Hauptmanns Erstlingswerk eine Talentprobe von ungewöhnlicher Kraft war, aber immer noch mehr versprach, als es hielt. Leider kann „Das Friedensfest“ ein Fortschritt nicht genannt werden, wenn man den Dichter nicht etwa heute schon historisch betrachten und einen Rückschritt nur als Anlauf zu Größerem auffassen will. Die neue Arbeit zeigt den konsequenten Realisten bereits geneigt, auf Außerlichkeiten des Realismus übertriebenen Wert zu legen und den Leser durch typographische Schrullen und durch genaue Bühnenanweisungen zu verblüffen, welche nur für das Buchdrama etwas bedeuten können, von realistischen Schauspielern aber mit Rücksicht auf ihre Persönlichkeit gar nicht eingehalten werden könnten. Wichtiger als diese Kleinigkeiten ist es, daß Hauptmann hier einen Stoff gewählt hat, der einerseits durch Häufung pathologischer Charaktere nicht nur die Feinde alles „Reinlichen,“ sondern auch ganz gesund empfindende Leser abstößen wird, andererseits aber einen Mangel an Handlung bedingt, wie er wohl für einen naturalistischen Roman, niemals aber für die Bühne, und könnte diese auch ebenso naturalistisch werden, möglich ist. Dafür ist die realistische Technik erst diesmal zu ihrer vollen Höhe erblickt und die Darstellung der Personen von einer Objektivität, der gegenüber ältere Dramatiker als die reinen lyrischen Dichter erscheinen müssen; in negativer Beziehung wäre also doch ein Fortschreiten da, wenn „Das Friedensfest“ dadurch auch nur zu einer interessanten Studie strengster Darstellung wird. Die bedeutenden Fähigkeiten Hauptmanns verraten sich wieder in der tiefen Auffassung einiger Charaktere. fm.